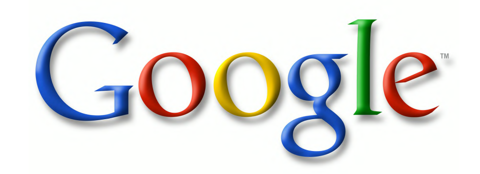
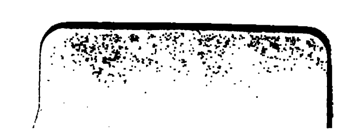










Beiträge

zur

Litteraturgeschichte Schwabens.

Zweite Reihe.

Beiträge

zur

Litteraturgeschichte Schwabens

von

Hermann Fischer.

Zweite Reihe.

Tübingen, 1899.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Vorwort.

Es sind bald acht Jahre verflossen, seit ich die erste Reihe dieser Beiträge meinem Vater zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag zugeeignet habe. Nun eröffne ich die zweite mit seiner Lebensgeschichte. Diese ist schon vor zwei Jahren als eigenes Büchlein erschienen; ich muß nur bitten, daß man auf Seite 62 statt des 28. Aprils den 27., auf Seite 65 statt des 4. März den 3. lese.

Mit Friedrich Vischer habe ich eine Zeit lang so gut wie täglichen, ein gutes Jahrzehnt hindurch oft wiederholten Umgang pflegen dürfen. Was ich hier über ihn gebe, lehnt sich an die beiden Artikel an, die ich zu seinem achtzigsten Geburtstag in „Ueber Land und Meer" 1887, Nr. 39 und 40, und nach seinem Tode im „Litterarischen Merkur" vom 20. und 30. Dezember 1887 veröffentlicht habe. Es soll lediglich ein Opfer meines Dankes für den seltenen, unvergeßlichen Mann sein.

Die drei weiteren Aufsätze sind noch nirgends veröffentlicht worden. Sie sind hervorgegangen aus den Studien, die ich seit mehreren Jahren über jene Gruppe schwäbischer Dichter gemacht habe, deren bekanntestes Mitglied Hermann Kurz gewesen ist. Die Forschung über diese Dichter ist erleichtert, seit die K. öffentliche Bibliothek in Stuttgart sich in den Besitz von Kurz' handschriftlichem Nachlaß, namentlich seiner Korrespondenz, gesetzt hat. Dieser Anstalt, deren Beamter ich über zwölf Jahre gewesen bin und mit der mich viele liebe Erinnerungen verbinden, habe ich

für das stets gerne zur Verfügung gestellte Material in erster Linie zu danken. Für Kausler haben mir seine Nichte, Fräulein Marie Caspart in Stuttgart, und sein Neffe, Herr Pfarrer Caspart in Dußlingen, reiches handschriftliches Material gegeben; für Seeger desgleichen sein Sohn, Herr Max Seeger in Stuttgart. Noch manche andere haben mich für einzelne Fragen aufs liebenswürdigste beraten und unterstützt; aber es waren ihrer etwas viele und so mögen sie mit meinem schönsten Dank insgemein vorlieb nehmen.

Tübingen, im August 1899.

Hermann Fischer.

Inhalt.



Johann Georg Fischer.

Johann Georg Fischer ist am 25. Oktober 1816 in dem protestantischen Marktflecken Groß-Süßen an der Fils geboren worden. Es ist der nordwestlichste Ort des alten Ulmischen Gebiets, katholische Orte reichsritterschaftlicher und protestantische altwürttembergischer Herkunft grenzen unmittelbar an; und ich meine fast, diese neuwürttembergische Herkunft sei für meinen Vater immer charakteristisch geblieben: obgleich er seine beiden Frauen später aus altwürttembergischen Familien geholt hat, ist er doch mit den Traditionen des Stuttgarter Beamtentums und seiner Oligarchie niemals in irgend eine Fühlung gekommen. Süßen liegt sehr freundlich und fruchtbar in einer Niederung, die in nicht weitem Abstand von den äußersten Bergen und Vorbergen der Alb im Halbkreis umschlossen ist; mehrere Thäler münden zusammen, und der Wechsel von Höhe und Fläche stellt sich so reizvoll dar wie selten an einem Orte des Albtraufs. Ein empfängliches Gemüt konnte da Nahrung schöpfen. Und es war auch eine geistig regsame Familie, aus der mein Vater stammte; einfache, ja arme Leute, von denen doch mehrere es zu bedeutendem Ansehen im Orte

und zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht haben, verharrend in bäuerlicher Sitte und Solidität und doch im Stande, darüber hinaus zu greifen. Der Großvater meines Vaters, Gustav Fischer, 1759—1817, war ein Weber und stammte aus dem Ort; aber seine Frau Marie war die Tochter eines Zieglers Jakob Staudenmaier, der aus Oesterreich zugewandert war. Die Mischung ist geglückt. Dem Weber wurden im ganzen zehn Kinder geboren und mehrere seiner Söhne sind etwas Rechtes geworden. Einer hat es zum Schultheißen in Süßen gebracht, ein anderer ist als Schreiner nach Frankreich gegangen und hat in Saumur eine Klavierfabrik errichtet; der jüngste, nur zehn Jahre älter als mein Vater, diente bei der Artillerie, hat viel gelernt, ist Bürgermeister im Heimatort geworden und war meinem Vater und mir noch lange Jahre ein stets wohlwollender Oheim, voll freundlichen Ernstes und reifer Klugheit; am 12. Juni 1882 ist er hochbetagt gestorben und von der Verehrung des ganzen Dorfs zu Grabe geleitet worden. Der älteste aber, Johann Georg, am 10. Juni 1790 geboren, war mein Großvater. Er wurde Zimmermann, und was ich mündlich und schriftlich, aus prosaischen und poetischen Aeußerungen von meinem Vater über ihn weiß, läßt mir den Vergleich mit dem Vater des grünen Heinrichs nicht allzu kühn erscheinen: nüchtern und fleißig nach Bauernart, aber dabei nachdenklich, wegsinnend über das vor Augen liegende, mit einer Falte des Poeten um die Stirn — „sinnig“ hat man früher dafür gesagt. Er war bemüht, den Sohn etwas Ordentliches lernen zu lassen, nicht nur

in der Schule, sondern auch nebenher etwas Latein und Singen, besonders aber suchte er auch durch persönliche Einwirkung ihm den Blick über den engen Kreis des banausischen Berufs hinaus zu wecken. Die Liebe zur Natur, jenen ihm ganz eigenen fast erotisch gemahnenden Drang nach ihr hat er vom Vater gehabt, der ebenso gerne auf dem höchsten Balken eines neugezimmerten Hauses stand, von dem sichs nach dem Wald hinüber sehen ließ, wie der Sohn noch im späteren Mannesalter mit Wonne auf dem Kirchenturm stand und sich am Glockenseil schwang. Aber auch die zärtliche Neigung für das Rührende in der Natur ist väterliches Erbteil gewesen. Mein Vater ist nicht müde geworden zu erzählen, wie er als ganz kleiner Kerl, während sein Vater an der Arbeit war, das erste Amselnest entdeckte und der Vater, zuerst ungläubig, dadurch zu Thränen gerührt wurde. Aber es war dem braven Manne nur vergönnt, den Sohn ein klein wenig über die Schwelle der Schule zu geleiten. Eine Erkältung im Beruf raffte ihn schon am 29. Mai 1826 mit sechsunddreißig Jahren hinweg; seine letzte Mahnung an den Knaben soll gewesen sein, er solle sich unterscheiden lernen. Er hinterließ seiner Witwe außer dem Erstgebornen, der die Aufregung des Begräbnistages dazu benutzte, auf einen Zwetschgenbaum zu steigen und das Bein zu brechen — es wurde aber vollkommen geheilt und im Klettern war er noch später sehr gewandt —, noch einen zweiten Sohn Jakob, 1819 geboren, der später in seines Oheims Spur nach Frankreich gieng und in Paris um 1867 gestorben ist. Meines Vaters Mutter Anna Ka-

tharine, geborne Cramer, war zehn Jahre älter als der Vater, mit dem sie nach dem Zeugnis des Sohnes in glücklichster Ehe gelebt hat. Sie war kränklich und mußte sich hart sein und den Pfennig zusammenhalten, eine Kunst, in der mehrere andere Weiber der Verwandtschaft ganz Unglaubliches geleistet haben; das Vermögen war sehr knapp und sie mußte sich durch Nähen Brot erwerben. Auch sie hat ihren ersten Sohn, der immer nur mit der größten Pietät von ihr gesprochen hat, wacker erzogen, sie hat ihn noch ins Leben hinaus schicken dürfen, aber nur die dürftigen Anfänge seiner öffentlichen Laufbahn erlebt, denn sie starb, fast auf den Tag zweiundsechzig Jahre vor ihm, am 5. Mai 1835. Tüchtigkeit und Fleiß konnte der Sohn von beiden Eltern lernen; die eigentliche Richtung des Geistes, das poetische Talent scheint hier einmal vom Vater ererbt gewesen zu sein.

Der Knabe wuchs also in sehr einfachen Verhältnissen auf und mußte sich nach der Decke strecken. Das ist ihm nicht schlecht bekommen, denn jene äußerste Bettelarmut, die den Körper siech macht, ist auf dem Lande nicht bekannt. Er war meistens gesund, wenn auch heftige Fieberkrankheiten ihn zu manchen Zeiten seines Lebens geschüttelt haben; die Zugabe feinerer Organismen, nervöse Reizbarkeit, machte sich in der Jugend und noch in den mittleren Jahren öfters durch heftiges Kopfweh geltend. Robust und fleischig ist er nie gewesen, sondern hager und sehnig, eine Natur, nicht für grobe Arbeit und groben Genuß, um so mehr aber für elastische Bewegung und rasches Auffassen der feinsten Dinge der Innen- und Außenwelt organisiert; die Sinnesorgane,

vor allem das Auge, waren von seltener Schärfe. Auf dem Land aufzuwachsen ist wohl immer ein Glück, und mein Vater hat es gewußt. Er wäre ohne das nie zu der genauen Vertrautheit mit allen Vorgängen im Naturleben gelangt, welche die Grundlage seiner Poesie bildete. Wie oft hat er gespottet über die, welche sich so etwas anempfinden wollen, ohne zu wissen, wie es wirklich draußen zugeht, welche es deshalb nie zu einem vollen Schauen und Genießen, sondern nur zu einem platonischen Hindämmern nach dem verlornen Arkadien bringen; welchen es nichts darauf ankommt, „Nachtigallnester mit Eiern im Herbst bei Melonen und Trauben, Flieder und Aster zugleich, wenn es nur reizt und gefällt“ zu malen und zu besingen! Wie habe ich als Knabe, gebornes Stadtkind mit stumpferen und für solche Dinge wenig geübten Sinnen, mich abgequält, die Vögel und Vogelnester alle zu sehen, die verschiedenen Gesänge und Rufe zu unterscheiden, wenn ich mit ihm durch die Gartengelände um Stuttgart spazieren durfte; der Refrain war immer: ja, du bist halt ein Stadtkind, die sehen und hören nichts! Erst spät habe ich ein wenig nachgelernt von dem, was er als kleiner Bursche, „barfuß, nur in Hemd und Hose“, schon wußte. Aber Kennerschaft ist ohne Liebe zur Sache nicht möglich. Schon aus der Knabenzeit weiß sich mein Vater des leidenschaftlichen Drangs in die freie Natur zu erinnern: „Wenn die Bücher zusammengeschlagen waren — jetzt hinaus zum Wald! Sah ich auch unterwegs einem Storch oder einer Lerche so lange nach, bis der eine nur noch wie ein Punkt am Gewölk erschien, oder die andere

ganz darin verschwand, oder watete ich durchs Wiesengras, das mir bis unter die Arme reichte, so lockte doch insgeheim noch ein stärkerer, der stärkste Punkt, denn des Waldes dunkle Mündung sah herein wie das Thor, das zur Entzückung führt, und durch das ich viel leichter hinein als wieder herauszubringen war. Schon von fern grüßte Kukuk und Amselchoral. Die Amsel war mir ja schon vom Vater ins Herz geschrieben, weil „die singt, wie's keiner kann". Und nun ihr ins Nest zu schauen mit herzklopfender Freude — die verheißungsvollen Eier, dann die wuselnden Jungen! Aber um nicht zu stören, darf man nicht zu lange bei dem Neste bleiben. Doch in einiger Entfernung sich in den Wald legen, das darf man. Und auf einmal — was duftet so wunderbar, so unsäglich schön? Ja, das hab' ich erst als Mann erfahren, als ich die erste Bowle mit Waldmeister kennen lernte, denn ehedem hat mir's Niemand gesagt". Aber auch jener mystische Zug zum Weibe, dessen Ineinanderfließen mit dem Naturgefühl der Kern seiner Lyrik ist, geht schon auf die Schulzeit zurück. „In der Schule, Buben und Mädchen in derselben Klasse, saß als die erste eine Schülerin, zwei Jahre älter als ich, durch ihre Stimme, ihr Auge, ihren Gang solche Andachtschauer erweckend, daß ich kaum aufzusehen wagte, wenn sie kam und gieng, und ich sah sie doch, sah sie im Wachen und Träumen. Da aber diese Margaretha nun konfirmiert wurde (und ich mußte bei der Schulfeier noch mitsingen), da war mir, als sie den Segen empfieng am ersten Maisonntag: „So, jetzt hat der Himmel zwischen dir und ihr die Thür zugeschlagen". . . .

Acht Tage nachher feierte sie ihre erste Kommunion, und am Abend dieses Tages hörte ich sie noch von fern hinter den Gärten mit ihren Genossinnen singen, daß mir die Thränen von den Backen liefen und ich in den Käfig nach meinem Vogel griff, ob wenigstens der mir geblieben". Noch bei unserem letzten Besuch in Süßen hat mir mein Vater ihr Haus gezeigt, und in einem Gedichte seiner letzten Sammlung hat er die ahnungsvolle Stimmung jener Zeit ergreifend reden lassen.

Aber das Leben zog ihn weiter. Im Jahr 1830 wurde er selbst konfirmiert. Er war in den letzten Schuljahren fast immer der Erste gewesen und hatte sich noch nebenher einige Kenntnisse erworben. Das wies ihn auf den Beruf des Lehrers hin. Im Frühjahr 1831 trat er in das Schullehrerseminar in Eßlingen ein. „Im Seminar zogen mich Musik, Naturgeschichte und der Vortrag aus Schillers, teilweise Goethes, Bürgers, Schubarts, Hagedorns rc. Gedichten besonders an; die botanischen Exkursionen aber waren mir am allermeisten nach dem Herzen" — und, darf man vielleicht hinzusetzen, die Beobachtung der Singvögel, die damit verbunden werden konnte. Im Herbst 1833 wurde mein Vater nach wohlbestandenem Provisorats-Examen aus dem Seminar entlassen und brachte nun mehrere Jahre auf Schulgehilfenstellen zu: Dezember 1833 bis Juli 1836 in Neckarhausen bei Nürtingen, August 1836 bis Martini 1837 in Ettlenschieß bei Ulm, Martini 1837 bis 19. Dezember 1838 in Mehrstetten bei Münsingen, dann bis Martini 1840 in Eningen bei Reutlingen. Sein Aufenthalt hat sich nach Norden

und Süden nie allzuweit von der heimatlichen Alb entfernt.

Der Liebhaberei für Blumen und Vögel ist er von der Knabenzeit an beständig treu geblieben. In der Pflege blühender Gewächse war er so geschickt wie unermüdlich. Seine Bräutigamsbriefe aus den vierziger Jahren sind voll von Angaben und Ratschlägen über Garten- und Blumenzucht; bis in die spätesten Jahre waren bei ihm alle passenden — die Hausfrau sagte, auch die unpassenden — Räume des Hauses mit grünenden und blühenden Pflanzen vollgestellt. Ohne jede besondere Vorrichtung hat er es dahin gebracht, daß er mit jedem Gärtner in der Pflege solcher Gewächse konkurrieren konnte, die kein Warmhaus brauchen. Später hat er längere Zeit namentlich buntblättrige Pelargonien gezüchtet, deren er auf der Stuttgarter Gartenbau-Ausstellung von 1870 ein ganzes Beet voll hatte; und bis zuletzt hat er die Kultur der Aurikeln als Meister geübt. Dabei war er, trotz aller Kunst, für das Einfache; gefüllte Blumen mancher Arten wie der Dahlien liebte er nicht, weil ihnen „das Auge" fehle, aus dem die einfachen in die Welt sehen. Unübertroffen wenigstens in der schwäbischen Heimat war seine Kenntnis der Vögel, insbesondere der Singvögel. Im Hause hat er nur wenige, Jahre lang gar keine Vögel gehalten und, soviel ich weiß, immer solche, die den Nachtigallen und Grasmücken verwandt sind; denn ihnen war er ganz besonders gewogen. In seinen jungen Jahren und noch als Mann hat er weit in die Runde alle Singvogelnester gewußt, manchen Baum erstiegen und manche Hose dabei zerrissen; aber genommen hat er nur solche Nester,

die von den Alten verlassen waren. Er hat in den siebziger Jahren allmählich eine recht schöne und vollkommene Sammlung von Nestern und Gelegen gesammelt und es war ihm eine Freude, sie zu zeigen; mit der Zeit wurde ihm die Mühe zu groß und er gab sie weg. Die Hauptsache aber war ihm die Kenntnis der lebenden Vögel. Es ist keiner unserer einheimischen Singvögel, den er nicht nach Aussehen, Gesang, Lock- und Warnungsrufen und allen Lebensgewohnheiten aufs genaueste gekannt hätte. Sein Auge erlaubte ihm, sie im Flug zu erkennen, und seine geübte Aufmerksamkeit ließ ihn Dinge wahrnehmen, an denen Hunderte achtlos vorübergiengen. Als echter Kenner war er nur mit wenigen litterarischen Behandlungen des Gegenstandes zufrieden, und die jetzt so sehr beliebten Abbildungen von Vögelchen wußte er sofort als unwahr, geziert, in sich unmöglich zu erkennen; bloß für das große Fundamentalwerk der Brüder Naumann hatte er nach Text und Abbildungen ungemischte Bewunderung, und ein oder ein paar Bände davon lagen fast immer auf seinem Schreibtisch. Er selbst hat sich weniger, als zu wünschen gewesen wäre, schriftstellerisch über diese Studien vernehmen lassen. Erst im Jahr 1856 kam er dazu, für einen Vortrag im Verein für vaterländische Naturkunde Notizen „aus dem Leben der Vögel“ aufzuzeichnen; sie erschienen im selben Jahr im „Morgenblatt“, aber erst 1863 kam die Schrift bedeutend vermehrt, doch immer noch als ein schwaches Bändchen von einundsechzig Seiten, bei Brandstetter in Leipzig heraus. An eine neue Auflage hat mein Vater noch in seinen letzten Jahren gedacht, und in seinem

Handexemplar sind viele Zusätze in völlig druckfertiger Form gemacht. Aber die Gunst der Käufer war nicht mit dem Buche gewesen, und so begnügte er sich, in seinem letzten Lebensmonat für die „Gartenlaube" seine Notizen zu einem Artikel zusammenzustellen, der vor kurzem dort erschienen ist. Gerade die Fachmänner sind an dem Büchlein zumeist vorübergegangen. Wie kam Saul unter die Propheten, der Dichter unter die Naturforscher? Und doch ist kein Zweifel, daß nicht nur den meisten poetischen Liebhabern der Natur, sondern auch vielen Naturforschern die genaue Kenntnis der lebenden Natur fehlt; und doch kann eine lebensvolle Wissenschaft nur gedeihen, wenn das Mikroskop und das unbewaffnete Auge, der rechnende Verstand und die vorauseilende Phantasie einander helfen. „Nicht erst dann", heißt es im Anfang der Schrift, „wenn das Tier dem Messer des Anatomen verfiel, hat die Wissenschaft angefangen, sich seines besten Teils zu bemächtigen; sie muß dem lebenden Geschöpf, seinen Verrichtungen, Neigungen, Fähigkeiten, der ganzen Art und Weise, mit der es bei lebendigem Leibe in seinen Besonderheiten sich gibt, zum mindesten so aufmerksam nachgegangen sein, als der Bestimmung des Baues seiner Zähne und Füße"; und am Schluß: „Ich bin gewiß sehr weit von dem Glauben entfernt, daß bei Betrachtungen, wie die im Vorstehenden angestellten, nicht eine Menge von Täuschungen mit unterlaufen könne, daß man nicht gar Vieles in die Natur lege, was wir gerne darin finden möchten, was unsere Meinung und Phantasie wünscht. Aber auch unsere Phantasie über die Naturvorgänge hat ihr Recht, ihre Fünde

können so erbauend und herzbildend sein als reale Beweise; und wer will es bestreiten, daß, was die Phantasie der Natur unterlegt, gar oft, und häufig gerade in den wichtigsten Punkten, mit der realen Wahrheit in Eins zusammenfalle?“ Je weniger Beachtung aber die Arbeit bei ihrem Erscheinen gefunden hatte, um so herzlicher freute es den Verfasser, als der Tübinger Zoologe, selbst ein tüchtiger Beobachter des lebenden Tiers, von dem Büchlein ergriffen, ihm zum achtzigsten Geburtstag die Würde des Doktors der Naturwissenschaften bei seiner Fakultät erwirkte und ihm in Gemeinschaft mit unserem Botaniker, der sich von eigenen Versuchen her für meines Vaters Beobachtungen bei seinen Pflanzenkulturen interessierte, das Ehrendiplom überbrachte.

Neben solchen Naturbeobachtungen beschäftigte den jungen Lehrer auch schon die Poesie. Seine ältesten Versuche reichen nach seiner eigenen Angabe mindestens bis in sein neunzehntes Jahr zurück. Eine kleine Sammlung „Gedichte“ ließ er 1838 bei Hohloch in Münsingen erscheinen. Eine Vorrede, datiert vom Mai, geht voraus. Sie sagt, einige Freunde — wohl in Münsingen selbst, von dem sein damaliger Wohnsitz Mehrstetten kaum mehr als eine Stunde entfernt ist — hätten ihn zu der Veröffentlichung getrieben; mit jugendlicher Mischung von Bescheidenheit und Selbstgefühl entschuldigt er sich, daß er ohne höhere Bildung mit Gedichten hervorzutreten wage; er habe nur versuchen können, „die besten Muster deutscher Poesie nachzuahmen“. Insbesondere nennt er Schiller, und in der That, auch außer einem deutlich gewollten Seitenstück zu Hektors Abschied tritt

Schillers Einfluß überall und mit Händen zu greifen hervor — ein anderer nicht, außer dem der moralisch und satirisch gerichteten Durchschnittspoesie der vorromantischen Zeit überhaupt. Die Mehrzahl der Gedichte ist epigrammatisch, betrachtend, kritisch, auch satirisch und mitunter etwas von oben herab, wie es das Alter von zwanzig Jahren liebt. Eigentliche Lyrik steht nur im Hintergrund, und von einer spezifisch lyrischen Begabung wäre hier noch gar nichts wahrzunehmen gewesen; auch die Verse, meistens Disticha, sind oft recht holprig. Aus demselben Jahr und zwar vom 2. Juli haben wir einen Brief Uhlands an meinen Vater. Dieser hatte, offenbar kurz zuvor, ein Manuskript Gedichte an ihn geschickt; Uhland riet aber nur zur Veröffentlichung ausgewählter Stücke in einer Zeitschrift — wie sich jedoch jene Manuskriptsendung zu dem so gut wie gleichzeitigen gedruckten Bändchen verhält, ist mir ein Rätsel; in Uhlands Nachlaß, aus dem alle späteren Publikationen meines Vaters bis 1862 in die Tübinger Universitätsbibliothek gekommen sind, findet sich die Ausgabe von 1838 nicht.

Gleich zwei Jahre später hatte mein Vater eine viel größere Menge neuer poetischer Erzeugnisse beisammen, und Anfang 1841 erschien ein ziemlich stattlicher Band „Dichtungen“ bei Griesinger u. Comp. in Stuttgart. Hier ist nun schon das Meiste reine Lyrik: Natur, Religion, Friedhofstimmung; nur wenige Zeitgedichte, die politischen ziemlich allgemein gehalten, ein paar Gedichte zur Verherrlichung von Justinus Kerner, Uhland, Schiller, Gutenberg; dazu einige Balladen, bald mehr Bürgerisch bald mehr romantisch,

feierlich und gestaltlos düster; auch sechs Rätsel, eine Gattung, die der Dichter in seinen letzten Jahren wieder gepflegt hat, aber ohne etwas davon in eine spätere Sammlung aufzunehmen. Meistens ist die gewöhnliche einfache Liedform gewählt, daneben Distichen, Hexameter, Sonette. Es finden sich immer noch manche Anklänge an Schiller, sonst nichts von ausgeprägterer Gestaltung nach fremder oder eigener Art. Die ganze Sammlung ist noch physiognomie- und farblos, ferne von der späteren des Dichters; er steckt noch ganz in den Banden der Konvention, wie auch Andere in ihren Anfängen, nur daß ein Goethe oder Uhland diese Fesseln schon früher abgestreift haben, die er zufolge seinem konventionell gebundenen Bildungsgang noch mit vierundzwanzig Jahren trug. Am flüssigsten und eigentümlichsten sind ein paar Epigramme und etliche Gedichte in freierem Versmaß; nur eins, das oft citierte Epigramm „Hohenstaufen“, wurde gewürdigt, in die spätere Sammlung aufgenommen zu werden. Die Natur spielt schon die erste Rolle und ihre genaue Kenntnis ist leicht zu spüren, aber die eigentümlichen Töne dafür fehlen noch, die Erotik ist noch sehr zahm und korrekt-sentimental; von dem Feueratem späterer Natur- und Liebesbegeisterung ist noch keine Spur. Wenn daher auch im engsten Kreis diese Gedichte sich Freunde erwarben, so ist es doch kein Wunder, daß sie den Namen ihres Verfassers nicht in die Ferne getragen haben; er selbst hat sich später nicht gefreut, wenn er sie in Jemands Hand wußte.

Als die „Dichtungen" erschienen, war die entscheidende Epoche in meines Vaters Leben schon eingetreten. Nachdem er im Herbst 1840 die Schuldienstprüfung gut bestanden hatte, kam er im November als Unterlehrer nach Bernstadt bei Ulm. Dort hauste als Pfarrer der Magister Ludwig August Neubert. Er war 1772 als Sohn des Erzgießers in Ludwigsburg geboren, dessen Glocken noch jetzt auf manchem Kirchturm des Landes ertönen; 1804 hatte er sich mit Ernestine Landerer, einer von den elf Töchtern des Oberamtmanns in Lichtenstern, vermählt, war Pfarrer in Wain gewesen, dann in Oberholzheim und nun seit achtzehn Jahren in Bernstadt. Er muß ein Mann von pedantischen Gewohnheiten, aber gelegentlich nicht ohne Humor gewesen sein, in allem noch ganz aus der Zeit des Rationalismus; nicht lange vor seinem Tode, er starb 1857, hat mein Vater ihn in dem Gedicht „beim alten Herrn" verewigt, das ihm noch viel Freude gemacht haben soll. Der eigentliche Mittelpunkt des Hauses war die Pfarrfrau, eine Frau voll Leben und doch von feiner Gemütsart, liebenswürdig, beweglichen Geistes und warmen Herzens. Neben zwei Söhnen und den zwei jüngsten Töchtern, die alle früh starben, sind sechs Töchter aus dieser Ehe hervorgegangen, stattlich von Wuchs, zum Teil mit wirklicher Schönheit begabt, „Mädchen wie die Tannen" soll sie ein benachbarter Geistlicher gepriesen haben. Zum Glück war damals das Heiraten noch ebenso Mode wie der Kinderreichtum. Als mein Vater nach Bernstadt kam, waren von den sechs Töchtern schon fünfe mit früheren (oder damaligen) Vikaren des Pfarrherrn teils verheiratet teils

verlobt. Nur die zweitjüngste, Auguste mit Namen, am 21. April 1811 geboren, war noch ledig. Sie ist meine Mutter geworden, und ich darf sie deshalb nicht loben; aber ich darf sagen, daß in den Erinnerungen an sie, die ich aus meiner Knabenzeit bewahre, mir alles eingeschlossen ist, was es von zarter und doch das Leben thätig erfassender Weiblichkeit gibt. Die Pfarrtöchter haben alle nicht mehr als die Dorfschule durchgemacht, aber sie haben es mit den vornehmer geschulten Mädchen der Stadt aufnehmen können, denn sie hatten klaren Verstand, guten Humor und praktischen Sinn, den das Leben auf dem Land und die damals noch in den Pfarrhäusern vorherrschende Naturalwirtschaft schärfte. Wenn die große Familie und die beständige Anwesenheit eines Vikars schon Leben genug ins Haus brachten, so kamen noch die verschiedenen Vettern namentlich von mütterlicher Seite, die Landerer und Hartmänner hinzu. Und im Ulmischen ist munteres geselliges Leben immer üblich gewesen; mein Vater hat einen Pfarrer gekannt, der sich sein Leben lang immer im Ulmer Land herum versetzen ließ, weil es dort keine Pietisten gebe. Die Gemeinde war wohlhabend und die Einkünfte, als der Pfarrer noch den Zehnten bezog, reichlich. Man konnte bequem und auskömmlich leben, und wenn es nicht so feudal zugieng wie auf den Schweizer Pfarrhöfen im grünen Heinrich, so hatte man doch zwei Pferde im Stall, kutschierte hin und her, empfieng fröhlichen Besuch und verschmähte weder eine, auch wohl mehrere gleichzeitige Tarokpartien noch eine ausgiebige Bier- oder Punschkneiperei. Von verzärteltem Wesen

war nichts; Nerven waren noch nicht so recht erfunden, jedenfalls nicht geduldet; zur frühen Tagesarbeit und zur abendlichen Geselligkeit mußte man gleich munter und willig sein.

Mein Vater kam rasch in nahe Berührung mit dem Pfarrhaus, namentlich auch mit dem Vikar Stoll, dem Bräutigam der jüngsten Tochter; sie beide haben gleich im Winter auf 1841 einen Gesangverein eingerichtet, dessen wohlthätige Wirkung auf die jungen Leute man wohl verspürte. Dem alten Herrn, der schon etwas verknöchert war, ist er langsam und nie völlig nahe gekommen, um so rascher und inniger der immer jung gebliebenen Pfarrerin. Schon am 8. Februar 1841 hat er um die Tochter Auguste geworben und ist erhört worden; der Vater wußte vielleicht anfangs nichts davon, hat jedenfalls längere Zeit die Veröffentlichung nicht gewünscht.

Mit der Verlobung hieng der Uebertritt in eine neue Lebenslaufbahn zusammen. Aus der Beschränkung des Schullehrerstandes herauszutreten, war meines Vaters Wunsch schon länger. Er hatte an das Studium der Theologie gedacht und ist noch 1842 flüchtig auf diesen Gedanken zurückgekommen — ich kann ihn mir freilich als Pfarrer mit dem besten Willen nicht denken. Aber er schien sich doch zu alt und zu unbemittelt zu einem längeren Studium und mochte die Riesenenergie, mit der der eine und andere seiner Standesgenossen alle solche Hindernisse durchbrochen hat, nicht in sich fühlen. Ein Ausweg bot sich in dem damals lebhaft begünstigten Reallehrfach. Diese Praxis hat in unserem Land

eine wechselvolle und der zwieschlächtigen Natur des Fachs und seiner Vertreter zufolge nicht immer ganz erquickliche Geschichte. Damals wurde eben nach Mitteln gesucht, die Reallehrer, die wie noch später meist aus den strebsamsten Elementen des Volksschullehrerstandes hervorgiengen, durch die Art ihrer Bildung zu heben. Im Jahr 1838 war das Reallehrer-Seminar in Tübingen gegründet worden, das nun eben in seiner kurzwährenden Blüte stand. Die Lehrer waren mit Ausnahme des Religionslehrers Universitätsprofessoren, und die Zuhörer hatten nicht nur Gelegenheit, durch den Seminarunterricht (für den freilich bei den geringen Aufnahmebedingungen die Universitätslehrer nicht recht an ihrem Platze waren) höher hinaufgeführt zu werden, als vorher möglich gewesen war, sondern auch außerhalb des Seminars Vorlesungen als Hospitanten zu hören. Auf den Rat mehrerer, vor allem der Braut selbst, ließ sich mein Vater im Herbst 1841 in das Seminar aufnehmen. Er hat es im Winter auf 1841 und im Sommer 1842 als Zuhörer, im Winter auf 1843 als ordentliches Mitglied besucht, bekam auch im letzten Semester ein Stipendium und von dem Seminarvorstand Haug das Zeugnis ununterbrochenen Fleißes, regen wissenschaftlichen Interesses, befriedigender Fortschritte in verschiedenen Fächern und durchaus tadellosen sittlichen Benehmens. Der schon fünfundzwanzigjährige Student arbeitete fleißig und mit Begeisterung drauf los. Er war durch sein Alter und seine Verlobung davor geschützt, allzutief in den Strom des Studentenlebens zu geraten. Aber ein Kopfhänger ist er nie gewesen und,

wenn auch einfach, so hat er nicht ärmlich gelebt. Er hat in Tübingen manche Freundschaft geschlossen, nicht nur mit Angehörigen des eigenen Standes und Seminars, sondern auch mit andern Studenten, teils mit Stiftlern, besonders dem liebenswürdigen Auberlen, der mit vierzig Jahren als Professor in Basel gestorben ist, teils auch mit Angehörigen des Corps der Westfalen — sein alter Studienfreund, der Präsident Gunzert ist ihm nur um weniges im Tode vorangegangen, von Lebenden will ich hier und weiterhin nicht reden. Die Verbindungsverhältnisse waren dazumal viel flüssiger als jetzt, ein behaglicher Humor war allgemein, kostspielige Renommisterei nicht für notwendig angesehen. Manche Mitternacht hat ihn am Schreibepult gefunden, aber auch mancher fröhliche Abend in der Kneipe. Vormittags war der Wirtshausbesuch den Studenten verboten; nur einmal, an einem heißen Vormittag des warmen Sommers 1842, gönnte er sich ein Glas Bier, aber der vorbeikommende Pedell meinte: Nun, Sie kenne ich, Sie sind ein fleißiger Mann, Sie zeige ich nicht an. Abwechslung boten, neben den Ferien, die jedesmal in Bernstadt zugebracht wurden, die Besuche bei dem Pfarrer Schneider in Reusten, der die älteste Schwester meiner Mutter zur Frau hatte. Einen tiefen Eindruck hat die Bekanntschaft Hölderlins auf meinen Vater gemacht; er hat auch in spätern Jahren in Rede und Schrift dessen öfters gedacht und ist bei der Einweihung der Gedenktafel in Lauffen am 20. März 1870 als Dichter aufgetreten, zu der des Denkmals in Homburg am 28. Juli 1883 als Redner berufen worden. Auch einen Einfluß Hölderlins

auf seine eigene Dichtung glaubte er zu finden; wenn in seinen später entstandenen Gedichten viel leidenschaftliche Empfindung, eine eigentümliche Art der fast inbrünstigen Hingebung zu finden ist, so sind das immerhin auch wesentliche Eigenschaften von Hölderlins Lyrik, aber doch solche, die in erster Linie auf der Persönlichkeit, nicht auf fremdem Vorbild beruhen.

Die Zöglinge des Seminars waren ziemlich angespannt. Ihr Lehrplan umfaßte Religion, deutsche Sprache und Litteratur, französische Sprache, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik, Naturgeschichte, also eine ähnliche Masse ganz heterogener Stoffe wie die Schullehrerseminare, nur auf höherer Stufe. Mein Vater hat Vorlesungen und Uebungen besucht bei dem Theologen Eisenlohr (dem hochverdienten späteren Nürtinger Rektor und Historiker des württembergischen Schulwesens), bei dem Historiker Haug, bei Peschier, Friedrich Vischer und Adelbert Keller, bei Hugo Mohl — seine beste spätere Examensnote ist die in der Botanik — und Quenstedt, bei dem Mathematiker Hohl und dem Physiker Nörrenberg. Vor der wissenschaftlichen Blasiertheit anderer Studenten war er durch seinen Bildungsgang gesichert. Ich habe ihn von allen seinen Tübinger Lehrern nie anders als mit größter Achtung reden hören. Mit einigen, besonders Keller und Vischer, ist er in längerem Verkehr geblieben. Jenem hat er zahlreiche Beiträge für sein schwäbisches Idiotikon geliefert, mit Vischer über die poetische Produktion beider korrespondiert, wovon er nach Vischers Tod in der „Deutschen Revue“ Proben gegeben hat, eine weitere gebe ich später. Zu Vischers Lyrik konnte

er, obwohl er manches liebte und selber in seinen letzten Sachen nahe an Vischers Art streifte, keine ganz rechte Stellung gewinnen; um so unbedingter verehrte er den Aesthetiker und den Erzähler, den deutsch-französischen Krieg und „Auch Einer“ hat er rezensiert und Vischer höchlich damit erfreut. Bei der Feier von Vischers achtzigstem Geburtstag am 28. Juni 1887 war er unter den Rednern. Persönlich haben sie nicht sehr viel mit einander verkehrt.

Nach Beendigung des kurzen Studiums kehrte mein Vater im Frühjahr 1843 ins Bernstädter Pfarrhaus zurück. Im Dezember desselben Jahrs machte er das Reallehrer-Examen mit Erfolg. Aber es sollte dem Brautpaar lange nicht glücken, in den Hafen zu laufen; sieben Jahre sind sie verlobt gewesen und waren doch beide nicht mehr allzu jung. Zunächst konnten sie sich wenigstens räumlich nahe bleiben. Denn seit Neujahr 1844 war mein Vater Unterlehrer an der Mittelschule in Langenau, vom 1. Juli an Vikar an der Realschule in Ulm. Er stand dort unter dem verdienten Rektor Nagel, der große Stücke auf ihn gehalten hat. Aber zu Ende 1845 kam er als Lehrer an die Elementarschule in Stuttgart, für die er im ganzen reichlich zwanzig Jahre thätig sein sollte. Er kam so in den großen Zusammenhang des hauptstädtischen Lebens, das nach jetzigen Begriffen noch sehr einfach war, aber wenigstens in litterarischer, dramatischer und musikalischer Beziehung sich mit dem heutigen füglich messen konnte. Der lebendige, geistvolle Mann wurde in künstlerische Kreise gezogen, er hat mit manchen Mitgliedern des Theaters schon früh Be-

ziehungen angeknüpft, die ihm später für seine eigenen dramatischen Arbeiten nützlich wurden; in Konzerten ist er mit seiner klangvollen Baßstimme als Solist aufgetreten. Besonders wichtig und dauernd war seine Verbindung mit dem Stuttgarter Liederkranz. Er hat ihm von 1847 an etwa zwei Jahrzehnte als Chorsänger angehört und war seit 1865 Ehrenmitglied; auch hat er eine Zeit lang die damals noch sehr bescheidene Bibliothek der Gesellschaft verwaltet. Er hat in diesem Verein und zu seinem Lob oft genug das Wort ergriffen, ist bald sein berühmtester Redner und Dichter geworden, und diese Beziehungen haben fortgedauert, nachdem er sich von den geselligen Veranstaltungen allmählich zurückgezogen hatte.

Im Anfang des Jahres 1848 wurde meinem Vater seine Stelle an der zweiten Klasse der Elementarschule definitiv übertragen. Nun fand auch die Hochzeit in Bernstadt am 25. April, dem Osterdienstag, statt. Eine Hochzeitsreise hat es wohl nicht gegeben, außer nach Stuttgart. Das neue Paar nahm in der Augustenstraße, in der mein Vater schon ledig gewohnt hatte, Numero 14 b seine Wohnung. Es ist noch jetzt eine stille Straße; damals war sie nur wenige Häuser lang, die Gärten fiengen ein paar Schritte von unserem Haus an und zogen sich in fast ununterbrochener Masse von Baumwipfeln bis an den Hasenberg hinauf; hier konnte man die Vogelstudien fortsetzen. Erst 1862 suchten meine Eltern eine neue Wohnung in Nr. 36 der Silberburgstraße auf (bald in Nr. 136 umgetauft); als aber unten eine Metzgerei hineinkam, wurde 1864 nicht weit von der

ersten eine etwas geräumigere Hermannsstraße 3 bezogen. Dort hat mein Vater auch nach dem Tod meiner Mutter gewohnt und seinen neuen Hausstand begründet, bis im Frühjahr 1872 die Wohnung Nr. 42 der Reinsburgstraße gewählt wurde, in der er bis zu seinem Tod gewohnt hat und die er auch nicht verlassen wollte, als sie zu groß für ihn geworden war: „Denn eine Wohnung hat eine Seele, Die atmet und wächst mit des Menschen Seele, Aushält mit ihm und von dannen geht". So sind wir immer ungefähr im selben Stadtteil einheimisch gewesen; ich habe als Knabe manche Jahre lang die andere Thalseite am Bopser kaum gekannt, und ich glaube, auch mein Vater hat sich dort nie so vollkommen zurecht gefunden.

Die Gründung des neuen Hausstandes fiel in das erregteste Jahr unserer modernen deutschen Geschichte. Mein Vater war bis dahin nie in der politischen Oeffentlichkeit aufgetreten. Für einen Mann der Initiative, für einen Leiter der Massen war sein Temperament zu sanguinisch, zu weich und nervös. Extreme Ansichten irgend einer Art hat er nie gehabt, so wenig als er ein Mann der Kompromisse war, er überließ lieber die Gegensätze sich selbst und ihrer Auseinandersetzung. Aber in jenem frühzeitigen Frühling, als alles keimte und blühen wollte, da wurde auch er zu aktiverer Teilnahme hingerissen. Gleich von Anfang an muß er der Stuttgarter Bürgerwehr angehört haben, welche die Ordnung gegen die Angriffe von unten her zu verteidigen bestimmt, aber auch nach oben als eine Schutzwehr des Bürgertums schwerlich sehr beliebt war. Er

hat es zum Lieutenant in dieser Truppe gebracht, und mehrere Teile seiner Ausrüstung haben noch lange ihr Dasein in unserer Wohnung gefristet, am längsten der Säbel, der 1863, als man eine populäre Erhebung für Schleswig-Holstein hoffte, dafür hergeschenkt wurde — Gott weiß, wo er hingekommen sein mag! Noch vor seiner Verheiratung, im April, trug mein Vater in einer Wehrmänner-Versammlung ein Gedicht mit ungeheurem Beifall vor, das alsbald in fünftausend Exemplaren gedruckt ward; beim Schillerfest des Liederkranzes am 8. Mai sprach er sein Gedicht „Schillers Auferstehung", welches die Erfüllung von Schillers Freiheitswünschen feiert, und bei demselben Fest am 19. Mai 1849 hielt er seine erste Schiller-Rede. Ich besitze sie im Manuskript. Sie nimmt deutlich auf die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde Bezug, ist aber für den Moment, in dem sie gehalten wurde, noch recht hoffnungsvoll; ein Wallenstein wird vom Schicksal erbeten, der aber mit der Größe des Helden auch schöne Menschlichkeit verbinde — energischer hatte der Redner denselben Gedanken, daß nur die rücksichtslose That „eines Mannes aus Millionen" helfen könne, in dem bekannten, auch in den Revolutionsjahren entstandenen, aber erst 1865 veröffentlichten Gedichte ausgesprochen; — revolutionäre Haltung kann man der Rede durchaus nicht nachsagen. Trotzdem wurde mein Vater durch seine Haltung in jenen Jahren verdächtig und zwar, wie es scheint, beim König Wilhelm selbst, der nicht leicht verzieh, wie er es Uhland gegenüber bewiesen hat. „Ich ward mißliebig, obwohl ich im Volksverein das eine-, bei einem Straßen-

auflauf das anderemal entschieden mitgeholfen hatte, unsinnige Ausschreitungen zurückzuhalten. Der Vater eines meiner Schüler hat mir vertraut, es seien an maßgebendster Stelle zwei Gedichte von mir eingesandt worden, welche sehr gegen mich verstimmt hätten. Es war mir nicht in den Sinn gekommen, sie hierhin zu beziehen, aber sie wurden so aufgefaßt."

So blieb der für höhere Lehrstellen geschaffene Mann über ein Jahrzehnt in der Niederung seiner ersten Stuttgarter Anstellung, obwohl der Studienrat ihm die besten Lehrerfolge nachrühmte, obwohl Kieser, der Rektor der Realschule, den er hoch verehrte, seine wiederholten Meldungen um Realschulklassen mit günstigen Zeugnissen unterstützte, ihm lebendigen, anregenden Unterricht, gute Disziplin ohne Anwendung von Schreckmitteln bezeugte und dabei betonte, daß er seinen Fähigkeiten nach an eine höhere Klasse gehöre.

Es wurden Versuche gemacht, Nebeneinnahmen zu schaffen, und glückten. Schon seit 1847 hat mein Vater den Singunterricht an der sechsten, später an der fünften Klasse des Gymnasiums gegeben und erst 1857 dieses Nebenamt niedergelegt; eben solchen gab er auch in der Realschule. Seit 1853 unterrichtete er in deutscher Sprache und Litteratur an der kaufmännischen Fortbildungsschule. Er wurde 1859 Vorstand dieser Schule und hat dieses Amt, obwohl die Stunden abendliche Arbeit und die Vorstandschaft manche Unlust mit sich brachte, erst im Jahr 1872 niedergelegt.

Auch litterarische Einnahmen floßen, aber nicht reichlich. Schon damals wie später hat mein Vater seine stets

gerne gehörte Stimme auch in Zeitungen und Zeitschriften vernehmen lassen. Er hat für den Schwäbischen Merkur, später auch für den Württembergischen Staatsanzeiger und die Allgemeine Zeitung Berichte über Bücher und Theateraufführungen, Nekrologe u. ä. geschrieben, in den siebziger und achtziger Jahren dann auch für andere, seither entstandene Zeitschriften; vor allem aber für das Morgenblatt, jene Zierde des Cottaischen Verlags, das leider 1865 unter dem Ueberschwall der seichteren illustrierten Zeitschriften erdrückt worden ist. Aber diese Thätigkeit ist nie ausgedehnt gewesen; mein Vater schrieb nicht ohne besondern Anlaß, regelmäßiger Berichterstatter oder so etwas ist er nie gewesen, schon seine gehäuften Unterrichtsstunden hätten das unmöglich gemacht, noch mehr seine Abneigung gegen jeden äußeren Zwang. Auch seine als Bücher erschienenen Werke haben weder ihn noch seine Verleger reich gemacht. Populär zu schreiben war weder seine Absicht noch auch seine Fähigkeit; dazu war einerseits sein Temperament zu rasch, zu leicht zu feuriger Begeisterung oder schroffer Ablehnung geneigt, andererseits die Neigung zum Spekulieren und zur Abstraktion zu groß bei ihm. So wenig er die Oeffentlichkeit scheute, so gern es hörte, wenn er anerkannt wurde, so eifersüchtig er auf seinen litterarischen Ruf sein konnte, so empfindlich ihn die Erwähnung von wirklichen Mängeln berührte, die er unbewußt fühlen mochte: die Rücksicht auf den Beifall von oben oder von unten hat ihn niemals geleitet.

Die Zahl der Sorgen wurde durch die Geburt des

ersten und einzigen Kindes vermehrt. Dieses Kind war ich, der ich am 12. Oktober 1851 geboren worden bin. Meine Mutter war schon als Mädchen von zarter Gesundheit gewesen; ihre Lungen gaben zu Besorgnissen Anlaß; bei meiner Geburt war sie schon vierzig Jahre alt, und es fehlte nicht viel, so hätte ich ihr das Leben gekostet, längere Zeit war es in Gefahr und die Gesundheit war tief erschüttert. Und doch kann ich sie mir nicht anders als rüstig und liebevoll thätig denken, und es hat mir, der ich ein recht zartes Kind war, an allen Bedürfnissen des Lebens und an der treuesten Pflege niemals gefehlt.

Mein Vater konnte sich für seine Nichtbeachtung von Seiten der Regierung nicht nur mit seinem häuslichen Glück trösten, sondern auch einen Sporn finden in der großen Anerkennung, die ihm sein öffentliches Auftreten als Dichter und als Redner eintrug. Der erste und bedeutende Erfolg seiner lyrischen Dichtung und die fruchtbare Thätigkeit für das litterarische und künstlerische Leben der Stadt und des Landes fallen schon in die fünfziger Jahre.

Ueber meines Vaters poetische Thätigkeit in der Zeit nach dem Erscheinen des Gedichtbandes von 1841 weiß ich so gut wie nichts; denn er hat nie — außer bei etlichen Gedichten zu Festen — eine Jahreszahl beigesetzt, und gerade die für seine Art bedeutsamsten Gedichte sind ihrem Inhalt nach zeitlos. In Tübingen hat er, wie er selbst erzählt, nur zwei Gedichte verfaßt und äußert sich einmal in

einem Brief, wo er mit naiver Befriedigung erzählt, wie er einen Studenten sagen hörte „Du, da sitzt ein famoser Dichter“: es sei ihm dazu noch gegenwärtig nichts weniger als poetisch zu Mute. Die lebhaftere Wiederaufnahme der poetischen Thätigkeit wird etwa mit der Verheiratung zusammenfallen. Im Morgenblatt, in dem mein Vater früher nur einmal drei Gedichte, zur Zeit der Redaktion des von ihm stets hoch verehrten Gustav Pfizer, veröffentlicht hatte, standen 1851 mehrere, und von da an hat diese Zeitschrift bis zu ihrem Eingehen immer wieder neue Proben seiner Lyrik gebracht. An Robert Prutz sandte er eine größere Anzahl von Gedichten, die 1852 im Deutschen Museum erschienen, auch die Jahrgänge 1853 und dann wieder 1856 hat er mit einzelnen bedacht. Die in beiden Zeitschriften bis 1854 gedruckten sind etwa die Hälfte der ganzen neuen Sammlung, die im Jahr 1854 bei Cotta wieder unter dem Titel „Gedichte“ erschienen ist. Auf dieser Sammlung beruhte sein Ruhm, der von da an kaum höher steigen, nur weiter sich verbreiten konnte; ähnlich wie bei Uhlands Gedichten kann man sagen: wenn er damals zu dichten aufgehört hätte, so würde uns Manches fehlen, was schmerzlich zu vermissen wäre, aber die Gesamtcharakteristik seiner Lyrik und sein Rang unter den andern Lyrikern würde sich nicht verändern. Statt der Farblosigkeit der früheren Gedichte auf einmal ein höchst charakteristischer, energischer und zugleich elastischer Stil; man könnte von da an fast bei allen Gedichten den Verfasser erraten. Die Sammlung zerfällt in drei Abteilungen „Lieder der Liebe“, „Natur und

Leben", „Bilder vom Bodensee". Mehr als schon in der zweiten Sammlung herrschen die rein lyrischen Formen vor, häufig sind von jetzt an auch freiere, reimlose Rhythmen. Der energischere Zug zeigt sich schon in den Gedichten über Zeitfragen und litterarische oder künstlerische Größen; man sieht, daß das Frühlingsgewitter von 1848 schon ausgebrochen ist, aber man sieht auch, daß die großen Fragen Deutschlands noch immer ohne Antwort sind. Die positive Seite jedoch ist damals und immer die Hauptsache bei dem Dichter. Er liebt, er bewundert, und wenn er tadelt, wenn er klagt, so ist es nicht Grundstimmung bei ihm; dem Pessimismus und zwar dem echten, notwendigen, charaktervollen wie dem unwahren, selbstgefälligen der Nirwana-Poeten ist Niemand so weltfern gewesen als er. Leicht entzündbar, mit dem Herzen sehend und hörend, geht er den Dingen entgegen und findet mit der Spürkraft des Naturkindes das Schöne und Herzbewegende an ihnen heraus. Bald ist es mehr das verwunderte Staunen über den Reichtum der Schönheit, wie es der erste Mensch im Paradies empfunden hat, bald mehr das leidenschaftliche Verlangen nach Ineinsschmelzen mit dem Gegenstande, bald auch der Jubel der gelungenen Vereinigung; aber immer ist ein Hauch der seligen Trunkenheit des noch jugendlich-feurigen und doch schon zur vollen Kraft gereiften Mannes zu spüren. Das Gebiet, das seine eigenste Domäne ist, erscheint schon jetzt mit aller Sicherheit umschrieben; er hat auf verschiedenen Gebieten Schönes geschaffen, ganz Eigentümliches nur auf dem der reinen Lyrik: Natur und Eros. Denn seine Stärke ist nicht An-

schauung und Schilderung, sondern Empfindung und Gefühlserguß. Selten sind Naturgefühl und Erotik bei ihm vollständig getrennt; der eigentliche Reiz seiner Gedichte liegt zum Teil eben in ihrem unauflöslichen Ineinander. Er selbst sagt darüber: „Auch erinnere ich mich noch heute aufs lebhafteste daran, wie mir diese und jene Blume das Bild oder ein Wort jener Dorfkonfirmandin in das Gedächtnis rief, wie ich eines auf das andere beziehen mußte, oder wie Gestalt, Farbe und Duft dieser und jener andern Blume mir Gleichnis für diese und jene neue weibliche Erscheinung in dem städtischen Aufenthalt wurde. Ich könnte ganze Reihen von Nummern aus meinen Gedichten anführen, bei deren Entstehung mir ein bestimmter Ort, eine bestimmte Naturerinnerung, ein bestimmter Blütenduft, diese oder jene Luft- und Lichtstimmung vorschwebte; aber immer mußte ich sie auch vergleichen mit der Vorstellung einer weiblichen Anmut, nach der die Liebe sich sehnte. Darum werden unter meinen eigentlich lyrischen Gedichten wenige sich finden, welche diesen Zug nicht atmeten. . . . Und das ist der Kernpunkt, auf welchen diese Aufzeichnungen zielen: Die Natursymbolik ist die einzig wahre künstlerische Erfassung des Geheimnisses der Liebe und des Lebens. Ich bin sehr von der Meinung entfernt, als ob meine Poesien mustergültige Erzeugnisse dieser Einsicht wären; aber eingegeben sind sie von der Empfindung, vermöge welcher ich nicht anders konnte, als aus der Natur die Menschenseele, und aus der Menschenseele die Natur empfangen.“ Der Ausdruck Symbolik kann hier leicht zu eng verstanden werden, und mein Vater selbst hat später

manchmal symbolisch im engern Sinn gedichtet. Aber richtig und schon für die Gedichte von 1854 durchaus bezeichnend ist der Ausdruck, wenn man ihn im Sinn eines naturalistischen Pantheismus, der echten Religion der Lyriker, faßt, für den alles hin und her wogt, alles Nerv, Muskel, Blut an einem großen Körper ist, alles Blüte und alles Frucht, für den Leben nichts als Liebe, Liebe nichts als Leben ist. Wenn Goethe der eigentliche Vater dieser dichterischen Weltanschauung und nach ihm Mörike ihr bedeutendster Vertreter ist, so ist diese Grundstimmung am ausschließlichsten, vielleicht am reinsten bei meinem Vater vorhanden. Den Reiz jener älteren Gedichte bildet es nun aber, daß diese mystische Grundempfindung nicht in spekulativer, sondern in echt lyrischer, mitunter fast kindlich naiver Form vorgetragen ist. Eine Gefahr hatte die ganze Richtung: die der Schwerverständlichkeit. Wenn die große Menge sich mitunter beklagen mochte, daß meines Vaters Gedichte nicht leichter verständlich seien, so konnte er ja füglich antworten, wie jener Musiker, dem man sagte, seine Lieder seien so ungeschickt zum Singen: die Kerle sollens eben singen können. Aber immer konnte man das nicht sagen und namentlich von den späteren Gedichten nicht immer. Für größere Dichtungen jedenfalls war diese ganze Geistesverfassung wenig geeignet. Ein Epiker konnte dieser Dichter nicht werden, obwohl er noch im Jahr 1856 einmal angab, seit längerer Zeit beschäftige ihn der Versuch einer größeren epischen Dichtung. Aber der betrachtenden Gattung größeren Umfangs ist er nicht ganz aus dem Wege gegangen; ihr

gehören die „Bilder vom Bodensee“ an, die aus einer Bodenseereise vom Sommer 1852 hervorgegangen sind und ursprünglich den etwas abgegriffenen, aber für die Art der Dichtung ganz charakteristischen Namen Fata Morgana führen sollten. Die Reise dient nur äußerlich zur Anreihung der Bilder; an diesen Faden sind aber die verschiedensten Phantasien über Natur, Liebe, philosophische Spekulation und patriotische Empfindung angereiht; das leichtgeschürzte Versmaß erlaubte solche freie Bewegung. Der Dichter selbst hat die „Bilder“ später verworfen und in die dritte Auflage der Gedichte nicht mehr aufgenommen. Er mochte empfinden, daß das eine schillernde Gattung war, die leicht zum Unklaren und Nebelhaften führen konnte. Ich möchte die eine Probe doch nicht missen; es sind Skizzen, ungeordnet und willkürlich, aber sie sind empfunden und haben eine gewisse silberne Leuchtkraft. — Eine vermehrte Ausgabe der Gedichte, etwa fünf Viertel der ersten, erschien 1858. Weniges ist hier gestrichen, weniges leicht umgearbeitet, manche bedeutsame Gedichte neu hinzugefügt; die ersten zwei Abteilungen, die ihrem Inhalt nach doch nicht recht auseinander zu halten waren, sind in eine zusammengeworfen, die dritte hat jetzt die Ueberschrift „Exkursionen am Bodensee“. — Im Jahr 1883 erschien die dritte Auflage, die nun freilich weit mehr als das war; sie nennt sich selbst „vermehrt und aus den verschiedenen Sammlungen vervollständigt“. Die Zahl der einzelnen Gedichte ist bald viermal so groß als 1854. Manches Alte ist überarbeitet, nicht immer mit Glück, wie es so oft geht: die neue Lesart ist öfters richtiger, aber

weniger ansprechend und flüssig. Neben dem, was aus den zwei ersten Auflagen und den zwischen 1858 und 1883 erschienenen fünf weiteren Sammlungen aufgenommen ist, enthält die dritte Auflage auch einiges ganz neue.

Im Jahr 1865 trat mein Vater mit einer neuen Sammlung hervor; die „Neuen Gedichte" erschienen wieder bei Cotta, in drei Unterabteilungen „Erlebtes", „Blumen auf Gräber", „Für unsere Zeit". In der letzten Abteilung stand unter anderem das alte „Nur einen Mann aus Millionen", außerdem eine Anzahl von Balladen historisch-politischer Art, welche ganz des Dichters besondere Weise solchen Gegenständen gegenüber zeigen. Episch sind sie ganz und gar nicht, wollen es auch nicht sein: „Ich hatte aus dieser Gattung so manches wie mir schien zu trocken Referierendes von andern gelesen, das die Forderung auszudrücken schien, und auf das man die Behauptung baute: so müsse es sein. Meine Scheu hievor ließ mich also minder zu Balladenstoffen greifen. Wo ich es aber dennoch that, da schien mir bedeutsam, das äußerlich Stoffliche in der Erzählung durch den Charakterzug der psychologischen Kausalität zu vertiefen." Daher sind nach der Art von Schillers Kassandra mehr Selbstgespräche, Dialoge und ähnliche psychologische Situationsbilder daraus geworden, die wirklich heroischer Größe und dämonischen Reizes nicht entbehren; nur die atemlose, fahrige Hast des Ausdrucks zeigt hier, wie in manchen andern seiner Zeitgedichte, daß wir uns nicht im Zentrum des spezifischen Talents dieses Dichters befinden. — Diese Gattung, die übrigens 1854 schon angedeutet erscheint, ist dann noch beson-

ders gepflegt in der 1869 im selben Verlag erschienenen Sammlung „Den deutschen Frauen", mit den vier Abteilungen „Vom eignen Herzen", „Frauengestalten", „Lenau in Wien", „Fremdes und eignes Loos". Schon dem Titel nach ist hier die Verherrlichung des Weibes der Angelpunkt des Ganzen. Aber häufiger als zuvor ist die Klage verzichtender Neigung, auch die Klage um den Tod der Geliebten, wie denn auch, wie wir sehen werden, dem Dichter zwei Jahre zuvor seine Frau gestorben war. Am meisten charakteristisch sind die zweite und die dritte Abteilung, in welchen mit dichterischer Penetrationsfähigkeit einer Anzahl historisch bedeutender Frauen und dem am Problem des Geschlechtes zu Grunde gehenden Lenau ihre Gedanken und Empfindungen abgehört sind. Vielleicht darf man bei der verhältnismäßig großen Zahl solcher Gedichte, die fremdes Geschick schildern, daran erinnern, daß in derselben Zeit, in welche die beiden Sammlungen von 1865 und 1869 fallen, auch die dramatischen Arbeiten meines Vaters entstanden sind. Deutlich zeigt sich aber in beiden Sammlungen, daß der Dichter jetzt — nicht auf der Höhe seines Könnens, denn die ist schon 1854 erreicht und noch immer behauptet —, aber auf der Mittagshöhe des Lebens angekommen ist, an jener Sonnenwende, „Wo die Erde umher so seltsam schweigt, An des Baches verblühten Borden Die Seele ihr Antlitz wundernd neigt, Wie es so stille geworden." Es ist etwas mittäglich, hochsommerlich schwüles in diesen Gedichten, in denen bezeichnenderweise die Naturfreude, die auch hier durch manches Lied vertreten ist, doch nicht mehr so die Hauptrolle spielt wie früher.

Diese alte Liebe kommt wieder voller zum Ausdruck in der nächsten Sammlung „Aus frischer Luft“, welche 1872 bei Karl Grüninger erschienen ist. Von den drei Abteilungen „Aus eigenem Leben“, „Aus der Zeit. 1870“ und „Vom Dorf. Bilder aus der Heimat“ bewegt sich die erste im Ganzen in denselben Tönen und Stimmungen wie die älteren Gedichte. Die zweite enthält zumeist Kriegslieder, deren mein Vater schon 1870 in dem mit Feodor Löwe und Karl Schönhardt zusammen veranstalteten Hefte „Drei Kameraden“, sowie in Lipperheides Sammlung „Zu Schutz und Trutz“ eine Anzahl hatte ertönen lassen. Neu aber ist der Inhalt der dritten Abteilung. Es sind sieben idyllische Gedichte, meist im anspruchslosen Versmaß trochaischer Dipodien. Der Dichter hatte schon früher idyllische Töne gelegentlich angeschlagen. Frische, fröhliche Bilder aus der Jugendzeit auf dem Dorf waren schon 1854, das früher erwähnte „beim alten Herrn“ in den Neuen Gedichten, ein reizendes häusliches Idyll 1869 veröffentlicht. Aber in der Sammlung von 1872 tritt das Idyll in etwas breiterer Masse vor uns und zumeist als eigentliche, mehr oder weniger erzählende oder doch berichtende Schilderung des Landlebens und der Personen, welche die Jugend des Dichters begleitet haben. Es liegt ja darin an sich schon ein Moment retrospektiver Betrachtung, zu der die aufstrebende Jugend weniger geneigt sein wird als das stille stehende höhere Mannesalter; und eines der Gedichte, „Tuch und Leder“, ist großenteils bestimmt, den Gegensatz zwischen früher und jetzt zur warnenden Kritik der Gegenwart aufzustellen. Aber von gries-

grämiger Kulturflucht oder wehleidiger Weltscheue ist nichts zu finden. Das Idyll ist durchaus gesund, Humor und Ernst zusammenflechtend in einer wahrheitsgetreuen Schilderung der Heimat. Ihre Zustände und Menschen sind mit dem Auge der Liebe geschaut, aber ohne jede Verschönerung sei es nach Geßnerischem sei es nach Auerbachischem Muster gezeichnet. Mein Vater war ein guter Kenner wie der Heimat überhaupt so auch ihrer Mundart, und er hat über deren litterarischen Gebrauch sehr nüchterne Ansichten gehabt: nur selten sei sie im Elementaren ohne Fehler und zugleich so gebraucht worden, daß nicht schriftdeutsche Empfindung und sogar schriftdeutsche Wörter in mundartliche Form gepreßt worden wären. Er selbst hat sich der Mundart zum litterarischen Gebrauch gar nie bedient, auch in diesen Idyllen nicht, wo er etwa verfahren ist wie Melchior Meyr in seinen meisterhaften Erzählungen aus dem Ries: er hat nur gelegentlich mundartliche Ausdrücke, aber in schriftsprachlicher Form, eingestreut. Idyllen werden nie Jedermanns Geschmack sein, und daß in diesen anspruchslosen Gebilden weder die Individualität noch die Kunst ihres Dichters auf ihrer höchsten Staffel stehe, wird mein Vater selbst gewußt haben. Aber er konnte verlangen, daß man die Wahrheit und in ihr die Schönheit der Sache zu sich reden lasse und daß man der schlichten Schilderung die Bewegung des Gemüts anfühle. Für die Einseitigkeit, die sich über diese Bauernpoesie lustig gemacht hat, konnte er sich mehr als entschädigt fühlen durch den Beifall eines von den Berufensten. Friedrich Vischer schrieb ihm: „Mir will es scheinen, Ihr

Talent rufe Sie zur Idylle. Jene Bilder haben mich höchlich erfreut und eben nun diesen Gedanken in mir aufgeweckt. Also was meinen Sie zu Folgendem: ein größeres Idyll, eine wirkliche Komposition; bedeutender Hintergrund, der das Idyllische in die Nähe des Epos hebt, wie in Hermann und Dorothea. Dieser Hintergrund: unser Krieg!.... Also: ein Kerl wie Ihr prächtiger Johannes (in dem Idyll „Beim Kirchenbauer"); — Dorf-Idyll; ein Schatz. Dann der Krieg, mächtig intoniert! Gewitterhimmel! Abschied, Abmarsch. Dann Heimkehr mit dem eisernen Kreuz .... Schluß-Accord wieder idyllisch, dann große Schlußwendung mit weitem Blick .... Man könnte auch einen französischen Emissär einführen, dessen Verlockungs-Versuch am festen Brustlatz des Johannes scheitert 2c. 2c." — Vischers Brief hat gewiß dazu beigetragen, daß mein Vater das vorhin genannte Idyll „Beim Kirchenbauer" später ins breitere ausführte und zu einem vollständigen Lebensbild gestaltete, das aber erst 1881 unter dem Titel „Der glückliche Knecht" bei Adolf Bonz erschien. Vischers Programm ist hier nur zum Teil ausgeführt, der Held stirbt eines frühen Todes in Ausübung treuer Menschenliebe, ähnlich wie des Dichters Vater. Das wollte Vischer nicht recht hinunter: „Nun müssen Sie", schrieb er, „Ihre Gründe haben, warum sie dann das Rotbackige nach und nach in das Bleiche (nicht Erdfahle zwar, sondern zart Bleiche), das Bastante in das mehr Transparente, Idyll in Elegie, das Epische ins Lyrische überführen. Und ehe ich diese Gründe gehört, glaube ich mein Urteil nicht feststellen zu dürfen." Vischer hatte Recht

und Unrecht. Recht: denn jenes Schlußkapitel, in sich schön und rührend, sieht nach dem Vorausgehenden fast wie eine Verlegenheitswendung aus; Unrecht: denn was wäre nach der ganzen Darlegung ländlichen Lebens und der Entfaltung kriegerischer Tüchtigkeit noch viel anders möglich gewesen als etwa eine glückliche Hochzeit, entweder trivial moralisch oder derb niederländisch geschildert, was beides zum Früheren nicht gepaßt hätte? Mein Vater wird das gefühlt haben und außerdem auch, daß epische Erfindungsgabe ihm versagt war. Sie hätte sich bei weiterer Fortspinnung des Fadens nicht entbehren lassen; so weit als er erzählte, konnten die eigenen Erinnerungen, in freier Gruppierung natürlich, ihm den Stoff geben. So wird auch wohl mancher sein, der die kurzen Skizzen von 1872 dem ausgeführteren Werke vorzieht.

Rasch hinter einander erschienen dann 1876 „Neue Lieder“ (bei Adolf Bonz; in sieben Abteilungen „Maifeier“, „In der Krankheit“, „Bekenntnisse“, „Jahr und Tage“, „Dem Verdienste“, „Schicksale“, „Die Konfirmandin“) und 1877 „Merlin“ (mit einem Anhang; bei Hallberger), der Universität Tübingen zu ihrer vierten Jahrhundertfeier gewidmet. Die zweite der beiden Sammlungen enthält ganz überwiegend Naturbetrachtung. „Merlin ist, wer nicht sein und leben, Nicht ruhen und gedeihen kann, Bis daß der Geist ihr inn'res Weben Den spröden Stoffen abgewann“. Schon diese Worte des Widmungsgedichtes zeigen, daß hier das Spekulative im eigentlichen Sinn eine größere Rolle spielt als früher. Aehnlich in den Neuen Liedern. Neben

reinen Naturbildern und lyrischen Stimmungen in der alten Art findet sich manches Faustische und hinwiederum auch einige Versuche christlicher Apologetik. Seit den Neuen Gedichten ist das nicht ganz ohne Beispiel, aber erst jetzt tritt es deutlicher hervor. Jene Gemütsverfassung, welche, des alten Haders müde, mit der Welt und mit dem überlieferten Glauben zugleich sich auseinandersetzen, das Schöne an beiden empfinden und rein herausziehen möchte: sie zeigt sich am rührendsten in dem Gedicht Die Konfirmandin, das der Dichter vorausschauend an sein kleines Töchterchen gerichtet hat. Es erinnert in der Form an die alten Bilder vom Bodensee, ist aber im Inhalt von strafferer Einheit; denn es geht der Gedanke hindurch, daß der Dichter mit seiner Tochter vor ihrer Konfirmation die Bilder und Stimmungen jener Zeit des Lebensfrühlings durchwandere. Sonst aber kommt mit dem Grübeln, dem Diskutieren, dem Ringen nach Objektivierung manchmal ein fremder und erkältender Zug in die Gedichte herein, wo früher volles, berauschtes Glück oder voller Schmerz redete. Es ist das beginnende Alter, das seine Schatten hereinwirft, das umständlicher, zaghafter, wechselnder in der Stimmung macht. Darf ich an Goethe erinnern? es soll ja keine Gleichstellung sein, nur eine Vergleichung der nämlichen Vorgänge in zwei ganz ausgesprochen lyrischen Persönlichkeiten. Auch Goethe hat ja eine solche Zeit des halben Alters gehabt, die mannigfach unerquicklich ist, die besitzen möchte und doch nicht mehr recht besitzt, jung sein möchte und doch nicht mehr jung ist. Auch die Darstellung in den beiden Sammlungen von 1876

und 1877 hat darunter manchmal gelitten. Einfache Glätte und populäre Haltung ist schon zuvor nicht die Stärke meines Vaters gewesen. Aber jetzt wird er teils umständlicher teils gedrängter; er hat immer viel vom Leser verlangt, jetzt eher noch mehr; er gefällt sich mehr als früher in Personifikationen, Anrufungen, etwas dunkeln Wendungen. Ich kann das nicht verschweigen, was damals mancher empfunden hat. Auch bei Goethe läßt sich ja dasselbe bemerken; die natürliche, direkte Rede der Jugend geht in eine symbolische, orakulose Manier über.

Mein Vater ist alt genug geworden, um jene Periode hinter sich zu bringen; das zeigen die beiden Bändchen, die nach langer Pause in den neunziger Jahren erschienen sind. Wohl zeigt die Sammlung „Auf dem Heimweg" (1891, bei Cotta; in sieben Abteilungen „Leben und Liebe", „Balladen", „Kunst und Verwandtes", „Ein Totenkranz", „Persönlichkeiten", „Sprüche") die genannten Eigenheiten des Stils noch immer, sie sind auch nachher nicht ganz abgestreift worden; auch der elegische Ton, wie er schon im Titel erklingt, ist nicht selten, vor allem naturgemäß in den rührenden, herzlichen Liedern auf den Tod der zweiten Frau; aber jenes Grübeln, Bohren, auch wohl Dozieren ist nicht mehr. Man sieht, das Greisenalter mit seiner Ruhe und Gleichmütigkeit ist eingetreten. Auf das erfreulichste aber zeigt sich dieser Typus der gesunden Alterspoesie in der letzten Sammlung „Mit achtzig Jahren", 1896 bei Cotta erschienen. Das Epigramm ist hier ganz besonders zahlreich vertreten, überhaupt fast lauter kurze

Gedichte; die zweite Hälfte führt die Ueberschrift „Herzensgespräche“ und ist größtenteils dem alten Thema der Liebe, der Verehrung des Ewig-weiblichen gewidmet. Heitere Weisheit und Behaglichkeit des Alters kommt neben unverminderter Glut der Empfindung so erfreulich zum Worte, daß es vielleicht keine Vermessenheit ist, wenn ich sage: man wird nicht so selten an den westöstlichen Diwan erinnert. Ein sonst galliger Kritiker hat angesichts dieses dünnen, aber inhaltsreichen Bändchens geschrieben:

Frisch und warm erklinget dein Lied, gern lausch' ich dem Wohllaut;
Wenn die Jugend vergreift, zeige das Alter sich jung.

Trotz der erwähnten Veränderungen ist doch, glaube ich, die Gesamterscheinung des Dichters immer die alte geblieben. Er selbst war sich, wie die früher angeführte Stelle über Natursymbolik beweisen kann, des springenden Punktes in seinem Wesen wohl bewußt. Ebenso hat er seinen eigenen Wert recht gut gekannt und sich leicht ärgern können, wenn gehaltlosere, aber leichter verdaulichere Ware vorgezogen wurde. Aber Ueberhebung ist ihm fremd gewesen. Wahrhafte Größe hat er stets anerkannt und sich ihr willig untergeordnet.

Es legt sich mir nahe, hier gleich von meines Vaters Urteilen über andere deutsche Dichter zu reden, welche so häufig sich auch zu Gedichten und Reden verdichtet haben. In der Mitte steht hier unbedingt Schiller. Ich habe schon

von dem Stuttgarter Liederkranz und der Schillerfestrede von 1849 gesprochen und wende mich mit ihr wieder um vier Jahrzehnte rückwärts. Es war die erste von vielen — nicht gerade von neunundzwanzig, wie es schon hieß; sein eigenes Gedächtnis hat ihn da, so vorzüglich es sonst war, etwas im Stich gelassen — aber doch von wohlgezählten vierundzwanzig. Außer den allgemeineren Feiern von 1859 und 1876 in Stuttgart und Marbach, auf die ich nachher komme, hat er beim Schillerfeste des Liederkranzes einundzwanzigmal die Rede gehalten, und zwar in den Jahren 1849 bis 1853, 1855, 1857, 1863, 1864, 1867 bis 1870, 1872 bis 1875, 1877, 1880, 1883 und 1893. Er hat seine Reden, entgegen dem früheren Gebrauch, alle selbst vorgetragen, und wenn er sprach, konnte man sich in dem weiten Garten oder später in dem großen Saal nach Belieben verteilen, seine Stimme drang überallhin durch. In Ansehung Schillers war er, mit Lessing zu reden, ein wahrer irrender Ritter und stets bereit, seine Lanze für ihn zu verstechen. Selten wird ein Mann an einem andern, den er selbst nie von Auge zu Auge gesehen, mit solcher Kraft und Hingebung gehangen haben, und Hingebung an andere war sonst gerade nicht seine Sache. Gelehrt hat er sich nie mit Schiller beschäftigt; auch die illustrierte Schiller-Ausgabe, die er 1877 für Hallberger besorgte, gibt nichts Neues. Aber er hatte sich schon früh so vollkommen in Schillers Werke eingelebt, daß er nicht nur Gedichte, sondern ganze Partien aus den Dramen auswendig wußte; einer Ausgabe bedurfte er kaum und hat in der That nur eine ganz geringe alte gehabt. Stilistisch

ist er ja nur in seinen Jugendversuchen von Schiller abhängig, später auch in den Dramen nicht — außer sofern jeder moderne Dramatiker Schillers Schüler ist. Aber er hat Schiller als den verehrt, von dem er am meisten gelernt habe, ohne den er sich selbst sich gar nicht vorstellen könne. Seine Schillerreden sind unerschöpflich in dem Preise des Unvergleichlichen, mannigfach und immer neu nach Stoff und Anordnung, vollkommen gleich in zündender Beredsamkeit, der doch die Unterlage des Gedankens, eines poetischen, spekulativen, ethischen oder politischen Themas niemals abgeht; etwas zu oft gerät er auf die gefährliche Bahn des Schiller-Apologeten; aber immer hat er gezündet, denn er sprach zu einem Kreis von Strebenden — aus dem Herzen kam es, zum Herzen ging es. Das Behagen im Besitz des Daseins war nicht seine Sache und hat sich im Leben und in der Poesie erst spät bei ihm eingestellt.

So auch die Freude an Goethe. Immer hat er ihn — braucht man das eigentlich zu sagen? — verehrt; er konnte erzählen, wie bei der Nachricht von Goethes Tod ein Schauer durch die Seele des Fünfzehnjährigen ging. Aber in ihn hineingewachsen ist er, wie so viele andere, nur allmählich, und erst im höheren Alter war es, als er 1882 zum fünfzigjährigen Gedächtnis von Goethes Tod sich in einem dithyrambischen Gedicht vernehmen ließ. Ein intimeres Herzensverhältnis hat er nie zu ihm gewonnen, und manche Werke des alten Herrn waren ihm etwas antipathisch; namentlich in der Verwerfung des zweiten Teils Fausts war er mit Vischer durchaus einig. — Von Hölderlin war schon

früher die Rede. — Für Uhland hatte mein Vater eine unbegrenzte Verehrung und kam, angesichts der Verirrungen anderer Lyriker, gerne darauf zurück, was das doch für ein ganz anderer Kerl sei, bei dem alles stets in schönster Ordnung, stets der Nagel auf den Kopf getroffen sei. Es war dabei vielleicht nicht nur die Bewunderung des Lyrikers gegen den Lyriker, sondern noch mehr die neidlose Hochachtung gegen einen Mann, der in jeder Beziehung grundmäßig verschieden von ihm selbst war, durchaus bewußter, seiner Mittel stets mächtiger, über seine Ziele stets klarer Künstler. Sie haben sich persönlich gekannt, wenn auch nicht oft gesehen. Auch für Uhlands Andenken war mein Vater bemüht. Er hat am 16. November 1862 an Uhlands Grab ein Gedicht gesprochen, am 1. Mai 1863 die Uhlandlinde am Ameisenberg bei Stuttgart, am 21. September 1865 Uhlands Erzbüste im Garten der Stuttgarter Liederhalle durch seine Rede eingeweiht, am 14. Juli 1873, dem Tag der Enthüllung von Uhlands Standbild in Tübingen, beim Festmahl und beim Kommers geredet und endlich am 26. April 1887 das Festkonzert zu Uhlands Säkularfeier in Stuttgart durch sein Gedicht eröffnet, ein zweites wurde in dem Konzert gesungen. — Auch an der Einweihung des Denkmals für Justinus Kerner in Weinsberg am 18. Oktober 1865 und an Kerners Säkularfeier am 18. September 1886 hat er sich durch dichterische Huldigungen beteiligt. — Am nächsten von allen neueren deutschen Lyrikern ist wohl Mörike meinem Vater gestanden; in ihm war die echt lyrische Persönlichkeit mit voller Kunst gepaart. Beide

waren einander auch persönlich nahe befreundet und längere Zeit Nachbarn. Poetische Grüße und Aufmerksamkeiten giengen herüber und hinüber. Diesem Meister, mit dessen Namen man einmal „die Schönheit benennen werde", gab mein Vater gerne den vollen Lorbeer; daß ihn so viele nicht kannten, that ihm so wehe, wie wenn ihm selbst solches wiederfuhr, und es hat ihn ganz von Herzen gefreut, wahrzunehmen, wie mit der Zeit Mörikes Stern immer heller und ephemere Größen verdunkelnd leuchtete. Bei Mörikes Begräbnis am 6. Juni 1875 und bei der für Mörike und Freiligrath gemeinsam veranstalteten Feier am 14. April 1877 hat er Gedichte gesprochen und, als am 4. Juni 1880 des Dichters wunderbar gelungenes Bildnis in Stuttgart enthüllt wurde, im Namen des Komitees den Kranz daran niedergelegt.

Auch manchem andern Freunde, manchem Heros der Dichtung und Kunst in neuer und alter Zeit hat er poetisch oder rhetorisch ein Denkmal gesetzt. Ich führe nur einiges an, was ich weiß; es wird mir das eine oder andere wohl entgangen sein. 1851 hat er Conradin Kreutzers, 1856 Lindpaintners Gedächtnis gefeiert, 1859 an Ferdinand Fellners Grab gesprochen, des Schülers von Cornelius, der in Stuttgart sein Talent leider nicht zur vollen Geltung bringen konnte. Zwei Genossen in der Dichtung, die zu dem engeren Freundeskreis meines Vaters gehörten, Ludwig Seeger und Hermann Kurz, hat er, den einen 1864, den andern 1873, am Grabe gefeiert und wenig Monate vor Kurz den zu früh verblichenen Adolf Bacmeister; dem

Mathematiker Reuschle, den ein Unglücksfall aus voller Gesundheit 1875 wegraffte, hat er die Grabrede gehalten. Mit Freiligrath war er während dessen letzten Lebensjahren, die er in Cannstatt zubrachte, befreundet und hat 1878 sein Denkmal mit eingeweiht. Bei Shakespeares dreihundertjährigem Jubiläum 1864, bei der Enthüllung von Keplers Denkmal in Weilderstadt 1870, bei der Einweihung von Schuberts Denkmal im Liederhallegarten 1878, von Hauffs auf dem Hasenberg 1882 hat er seine Leier gestimmt und noch 1883 das Lutherfest durch sein Gedicht verschönert.

Es war in den früheren Jahren seines Lebens noch allgemeine Sitte bei uns, die Abende in Männergesellschaft zuzubringen, und mein Vater ist bei dieser Gewohnheit bis zuletzt geblieben. In dem kleineren Stuttgart der fünfziger und sechziger Jahre war es leicht, geistig Verwandte häufiger um sich zu sehen. Eine litterarische Geselligkeit im engern Sinn gab es aber nicht und mein Vater hätte auch nicht hinein getaugt, denn er war gegen jeden Zwang. Ein Kreis von Künstlern hatte die Gesellschaft „Bergwerk“ gegründet. Mein Vater hat ihr nur wenige Jahre, um 1860 herum, angehört. Jene Gesellschaft hat ein äußeres Ritual, das eben dem Bergmannswesen entnommen ist; einem solchen sich auf die Länge zu unterwerfen, hat ihm nicht behagt, so hat er auch niemals einer freimaurerischen Verbindung striktere oder laxerer Observanz angehört. Die Museumsgesellschaft in Stuttgart hat ihn 1856 zum Ehrenmitgliede ernannt. Ein kleinerer Kreis litterarisch thätiger Männer versammelte sich mehr als zwanzig Jahre hindurch mit ihm

alle vierzehn Tage Sonntag Nachmittags beim Kaffee; die meisten sind schon vor ihm dahin gegangen.

Eine besondere Freude haben meinem Vater die Bemühungen für die Gründung der allgemeinen deutschen Schillerstiftung gemacht, welche ihm auch im Jahr 1864 die Ernennung zum Meister des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt eingetragen haben. Im Schwäbischen Merkur vom 8. Januar 1856 erschien ein Aufruf des württembergischen Komitees, der von ihm mit unterzeichnet war; einen Monat vor Schillers Centenarfeier, vom 8. bis 10. Oktober 1859, wurden in Dresden die Statuten des Gesamtvereins endgiltig festgestellt, und mein Vater war dazu vom Stuttgarter Komitee abgeordnet. Er ist dann von 1860 bis 1865 und wieder von 1875 bis 1880 Mitglied des Verwaltungsrats gewesen; in der zweiten Periode hat er sich stets durch einen andern vertreten lassen, in der ersten aber hat er die Versammlungen in Weimar fleißig besucht und dabei auch seine Bekanntschaft mit Ländern und Menschen erweitert.

Auch sonst ist er um jene Zeit nicht ganz wenig gereist. Seine Exkursionen erstreckten sich nach Süden bis ins Berner Oberland und bis nach Mailand, nach Osten bis Wien und Dresden, nach Norden bis Berlin und bis in die Niederlande. Auch im Lande selbst hat er manchen Besuch abgestattet, bei den eigenen Verwandten in Süßen, bei den Schwägern und Schwägerinnen in Ehningen und Simmersfeld, bei denen meine Mutter fast alle Ferien mit mir zuzubringen pflegte, oder bei einem alten Bernstädter

Vikar und treuen Lebensfreunde, dem Pfarrer Eberhard in Warth bei Altensteig, später in Oppelsbohm, oder bei dem Pfarrer Faber in Gschwend, mit dem er auch mehrere seiner größeren Reisen gemacht hat, oder bei Rudolf Kausler, dem Pfarrer in Stötten, später in Klein-Eislingen, dem Altersgenossen und Freunde von Hermann Kurz, der unter dem Namen K. Rudolf ein paar feinsinnige und vielleicht eben deswegen kaum beachtete Novellen veröffentlicht hat.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre sollte es mit der äußeren Stellung allmählich aufwärts gehen. Mein Vater suchte bei der philosophischen Fakultät in Tübingen den Doktorgrad nach, in der damals noch vielfach üblichen Weise durch gleichzeitige Einreichung mehrerer Arbeiten: seiner Gedichte, seiner Morgenblatt-Aufsätze aus dem Leben der Vögel und eines nicht zum Drucke gelangten Aufsatzes über das Verhältnis der modernen zur klassischen Poesie; er erlangte die Würde unterm 12. Januar 1857. Ein Jahr später legte Kieser die Vorstandschaft der Elementarschule nieder und starb einige Wochen darauf. Die Vorstandschaft wurde meinem Vater am 13. Februar 1858 provisorisch, am 29. Juni definitiv mit dem Titel eines Schulinspektors übertragen, weil sie wegen des größeren Wachstums der Realschule von dem Realschulrektorat getrennt werden sollte. Der Nachfolger Kiesers als Rektor der Realschule wurde Ehrhart. Mein Vater bat schon damals, den deutschen, geschichtlichen und geographischen Unterricht an der obern Realschule, den Ehrhart bis dahin ge-

habt hatte, übernehmen zu dürfen; er sollte aber noch ein paar Jahre warten.

Das Jahr 1859 stand unter einem doppelten Zeichen, dem des italienischen Krieges und dem der Centenarfeier von Schillers Geburt. Die Nachricht von dem Präliminarfrieden von Villafranca am 12. Juli erhielt mein Vater, als er eben mit Faber auf einer Alpenreise begriffen war; sie waren höchlich entrüstet darüber. Eine gewisse Zuneigung zu Oesterreich war dem Süddeutschen im Blut, und Preußen hatte nicht das mindeste gethan, sie zu erschüttern. Während jedoch Faber bis zu seinem Tode positiv österreichisch gesinnt war und das als Redakteur des Staatsanzeigers im Jahr 1866 viel zu deutlich und leidenschaftlich gezeigt hat, war bei meinem Vater das Mißtrauen gegen die österreichische Regierung nicht minder groß als gegen die preußische. Ein ehrlicher Großdeutscher ist er geblieben, bis die Ereignisse von 1866 es unmöglich machten; ein Freund des spezifischen Preußentums ist er niemals geworden, wohl aber mit der Zeit ein großer Verehrer Bismarcks. Er hat sich in diesen Dingen nicht viel anders verhalten als Vischer, der ja in mehreren seiner kritischen Gänge die Probleme von 1849, 1859, 1866 und 1870 sehr zutreffend entwickelt hat. Die Lösung von 1859 konnte Niemand befriedigen. Oesterreich wurde geschwächt, Italien kam nicht zu seinem natürlichen Recht und der Sieger war Napoleon, den es gar nicht angieng.

Die ganze nationale Empfindung flüchtete sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit, zu dem großen Manne,

der nie ein praktischer Politiker war und doch voll von politischem Tiefblick und politischem Pathos. Am 10. November 1859 fand in Stuttgart das „große Schillerfest" statt, wie es von da an hieß, bei dem die ältere Dichtergeneration durch den Trinkspruch Uhlands, die jüngere durch meinen Vater vertreten war. Die Festkantate, von Kücken komponiert, war von ihm gedichtet; er hielt die Festrede im Reithaus und am nächsten Tag die Rede zur Einweihung des Schillerhauses in Marbach. Als zu jenem Fest eine Auswahl aus Schillers Gedichten für die Jugend und etwas später eine solche aus Schillers Prosa veranstaltet wurde, war er mit im Redaktionsausschuß. Er selbst hat von der Stuttgarter Festrede die Wendung seines Geschicks datiert: „Ich hatte in der Rede selbstverständlich einen Dank auszusprechen an König Wilhelm, so daß der anwesende Landesfürst, der das königliche Reithaus zur Abhaltung des Hauptfestes eingeräumt und das Hoftheater wie bare Mittel zur Verfügung gestellt hatte, mit stürmischem Jubel begrüßt wurde."

Seit Anfang 1861 hatte mein Vater Deutsch, Geschichte und Geographie an der obern Abteilung der Realschule zu lehren und am 28. Januar 1862 wurde ihm diese Stelle mit dem Titel als Professor definitiv übertragen. „Hier war es, wo ich mich in meinem Elemente befand. Es bestand ein schöner Rapport zwischen mir und den Jünglingen, und ich darf mich noch heute der Anhänglichkeit ihrer besten erfreuen." In der That hat er dort reichen Samen der Bildung ausgestreut, an einer Anstalt, wo ge-

rade seine Lehrfächer für die allgemeine, besonders für die gemütliche und Charakter-Bildung weitaus die wichtigsten sind. Ich könnte hundert Zeugnisse aus dem Mund alter Schüler anführen oder auf den herzlichen Dank hinweisen, der ihm bei Niederlegung der Stelle nach fast einem Vierteljahrhundert zu Teil geworden ist. Die Vorstandschaft der Elementarschule behielt er daneben noch bis 1866, die der kaufmännischen Fortbildungsschule, wie schon erwähnt, noch bis 1872 bei.

Ganz zu derselben Zeit, als mein Vater durch diese Ernennung in öffentlicher Stellung emporgestiegen war, gelang es ihm, auf einer andern Bühne der Oeffentlichkeit Beifall zu finden. Er war unter die Dramatiker gegangen. Im Unterschied von andern Lyrikern, die schon frühe und noch spät dramatische Pläne geschmiedet haben, hat er sich erst in der Mitte des Lebens dem Drama zugewandt und sich auf eine kleine Anzahl von Stücken beschränkt, die dann auch wirklich zu Stand kamen. Er begann mit einem Stoffe, der aus innern Gründen und, weil er schon mehrfach behandelt war, für das größte Wagnis gelten mußte. „Saul, ein Drama“ erschien 1862 bei Cotta; im nämlichen Verlag ein Jahr später „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen, historische Tragödie“ und 1866 „Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg, Trauerspiel“; 1868 endlich, bei Franckh in Stuttgart, „Kaiser Maximilian von Mexiko, Trauerspiel“. Außerdem hatte mein Vater kurze

Zeit im Sinne, die Geschichte der Jakobäa von Holland (1401 bis 1436) zu dramatisieren; ich habe in seinem Nachlaß nur einen Zettel mit genealogischen Notizen gefunden und glaube, daß er nie wirklich die Hand an diesen Plan gelegt hat. Mehr im Scherz als im Ernst sprach er gelegentlich von einem modernen Lustspiel, das in die Kreise des Bürgertums hinein leuchten sollte; der ausgesprochene Idealist, dem Humor und realistische Kritik, so wenig er ihnen im Leben abhold war, in der Poesie nicht zu Gebote standen, wäre für so etwas nicht der rechte Mann gewesen.

Die Kritiker sind darüber einig, von den dramatischen Leistungen meines Vaters als von etwas in sich eigentlich Verfehltem zu reden, das freilich durch poetische Schönheiten — man darf wohl auch hinzufügen, durch dramatische Momente — es mit manchem andern aufnehmen könnte, das mehr und länger von der Zeitgunst getragen wurde. Es verhält sich, das haben schon andere gesehen, ähnlich wie mit den zwei vollendeten Dramen Uhlands, so wenig die positiven poetischen Charaktere beider Dichter und ihrer Dramen direkt vergleichbar sind — nur die Schönheit der Sprache und manche scenische Einzelwirkungen sind beiden gemeinsam. Daß Uhland im Grunde kein Dramatiker war, zeigt sich weniger an den dramatischen Mängeln seiner Stücke — Ludwig der Baier ist dramatisch gar nicht so schlecht aufgebaut —, als darin, daß er nur während drei Jahren seines Lebens dazu gelangt ist, dramatische Schöpfungen zu vollenden, und daß das eben in der Zeit seiner ersten politischen Thätigkeit und in Beziehung auf Stoffe

von entschiedenem politischem Gehalte der Fall war. Nur dieses äußere Moment, das Pathos des Verfassungskampfes gab ihm die nachhaltige Energie zur Vollendung der zwei Stücke; alle andern ernsthaften Dramenpläne hat er nach kurzen Anläufen wieder aufgegeben. Einem echten Dramatiker werden sich ganz verschiedenartige Stoffe zur dramatischen Gestaltung zusammenballen; ich erinnere nur an Shakespeare, aber auch der weit mehr aufs Praktische, auf Dialektik und Charakter gestellte Schiller, bei dem deshalb die politischen Stoffe voranstehen, hat in mehreren seiner Dramen dieses Element gar nicht oder nur nebensächlich behandelt. Was aber wichtiger ist: Schiller hat auch in denjenigen Stücken, die voll von historisch-politischem Gehalt sind, das Gewicht ganz und gar auf die Entwicklung der dramatischen Personen und Handlungen gelegt; Tendenz, von der seine lyrischen Gedichte voll sind, ist in seinem Drama, als seiner Hauptdomäne, nirgends. Sie ist bei Uhland deutlich vorhanden, wenn auch nicht plump hervorbringend, so doch latent durch die ganzen beiden Dramen hindurch, mitunter sehr vernehmlich und nicht immer ganz geschickt angebracht. Ebenso bei meines Vaters Dramen. Niemand wird behaupten, daß sie Tendenzstücke im vulgären Sinne seien, weder auf Wildenbruchische noch auf Hauptmannische Art. Aber sie sind ganz und gar aus politischer Betrachtung und Stimmung heraus geboren; neben dem Pathos des politischen Inhalts tritt noch die rein poetische Schönheit der Sprache und einzelner Partien hervor; die psychologische Entwicklung der Helden ist die schwächste Seite.

gerade wie bei Uhland. Weiter aber darf der Vergleich, wenn er nicht hinken soll, nicht geführt werden.

Die große Hochfluth von 1848 und 1849 war längst verlaufen und versandet. Die liberalen Ideen mit republikanischer Färbung waren in Süddeutschland herrschend geblieben. Mit dem Jahr 1862 wurde die Frage nach der Gestaltung Deutschlands wieder brennend. Die bis dahin einige demokratische Partei Württembergs spaltete sich in zwei Lager; bald waren alte Freunde zu heftigen Gegnern geworden. Aber wenn auch von den Freunden Preußens die Einheit, von seinen Gegnern die Freiheit in den Vordergrund geschoben wurde: liberal wollten beide sein. Konservativ war nur die von beiden bekämpfte württembergische Büreaukratie, die mehr österreichisch als preußisch, vor allem aber württembergisch war. Sie war der alte Gegner beider, der noch immer lebte, aber seine Bekämpfung war nicht mehr neu und interessant. Ein Gegner vom aktuellsten Interesse war dagegen der Klerikalismus, dessen Bekämpfung schließlich noch das einzige Einheitsmoment des deutschen Liberalismus geblieben ist. Er herrschte in Oesterreich und war in Preußen sehr begünstigt. In Württemberg war um 1860 die kirchenpolitische Frage der Angelpunkt der politischen Interessen. Das Ministerium Rümelin hatte 1857 die Konvention mit der Kurie vereinbart, gegen die sich der Ansturm in der öffentlichen Meinung, in Presse und Kammer erhob; die Stände verwarfen am 12. Juni 1861 die Konvention, Golther wurde Kultminister und schon am 30. Januar 1862 wurde das Gesetz erlassen, das nun das

Verhältnis des Staats zur katholischen Kirche definitiv regelte. In jener Zeit und Bewegung wurzeln die ersten zwei Dramen meines Vaters. Er selbst wußte religiöse Empfindung in jeder Form zu schätzen und hat sie in freier, nicht bekenntnismäßiger Form so gut gehabt wie einer; er war aus einer Gegend, wo Protestanten und Katholiken friedlich neben einander wohnen, und hat nie etwas von konfessioneller Feindschaft gewußt und gewollt — Priesterherrschaft war es, was er haßte und was ihm im protestantischen Gewand ebenso widerwärtig schien wie im katholischen. Kirche und Staat: das ist das Thema seiner zwei ersten Dramen.

Im „Saul" werden die Gegensätze selbst vorgeführt in ihren Repräsentanten Samuel und Saul. Daß Samuel unhistorisch zum Hohenpriester gemacht worden ist, hat der Dichter durch Schillers Vorgang im Don Carlos zu rechtfertigen gesucht. Es kann uns jedenfalls gleichgiltig sein, ob das ganze Verhältnis historisch richtig gezeichnet ist oder nicht; denn dem Leser der alttestamentlichen Erzählung drängt sich mit Notwendigkeit die Vorstellung des Gegensatzes der Theokratie und des von ihr sich lösenden Königtums auf; wenn dieser Gegensatz dort vom Standpunkte der Theokratie dargestellt ist, so konnte ein Moderner den Stiel umdrehen. Mein Vater hat das übrigens nicht einmal so ganz gethan. Er ist durchaus unparteiisch. Samuel ist nur der Vertreter des großartigen Grundgedankens der Theokratie, pfäffische Herrsucht und Fanatismus ist ihm fremd und nur den jüngern unter den Priesterzöglingen eigen — wie man den nämlichen Unterschied zwischen den älteren, in Wessenber-

gischen Ueberlieferungen erzogenen und den jüngern katholischen Geistlichen wahrnehmen konnte —; ebenso steht neben dem aufwallenden, aber gerechtigkeitsliebenden Saul der rücksichtlos durchgreifende Priesterfeind Abner. Mitten inne steht David, der zwar Sauls Eidam, aber zuvor schon von Samuel zum König gesalbt ist. Er geht am Ende wie ein Fortinbras aus dem Zusammenbruch der Dinge hervor, um bessere Zeiten heraufzuführen. Die überlieferte Darstellung hat der Dichter hier nicht ganz beseitigen mögen; und so ist aus diesem David die schwächste Figur des ganzen Stücks geworden, ein Mann, der, wenn er bewußt so handeln würde wie er thut, nur ein vollendeter Schurke sein könnte. Wenn das Stück in seinem Gesamtthema an den Don Carlos erinnern mag, so gemahnt es auch an Ernst von Schwaben, vor allem in dem Grundfehler, daß der Konflikt schon im ersten Akt so gut wie fertig dasteht und alles Folgende nur ein weiteres Hinabgleiten ist. Die Sprache des Stücks war ein schwieriges Problem; ich glaube aber, es ist gut gelöst; der alttestamentliche Ton war nicht ganz zu umgehen, hätte aber, durchs Ganze durchgeführt, gezwungen wirken müssen und ist daher auf ein paar lyrische Partien konzentriert worden.

Entschiedener ist die Parteinahme bei dem zweiten Stück, das eine bekannte Phase des Kampfs der beiden mittelalterlichen Imperien darstellt, den Untergang Friedrichs II. Dieser Kampf ist aber hier nur die Grundlage, das Treiben der Kirche nur die dunkle Folie des Ganzen, weil es an einem Punkt angelangt ist, wo es durchaus

unberechtigt und verwerflich wird; alles Licht fällt auf die Vertreter der Staatsidee. Denn es sind ihrer zwei, deren Verhältnis zu einander das eigentliche Thema des Stückes ist, Friedrich und sein Kanzler Pietro. Dieser, nicht Friedrich, ist in Wirklichkeit der Mittelpunkt des Stückes. In ihm, dem Gehilfen des Kaisers, erwacht allmählich der Widerstreit des Italieners gegen den Deutschen, der historischen Rechtszustände gegen den aufgeklärten Despotismus, die absolutistische Demokratie. Friedrich, der kränkelnde Mann mit der an die Materie geketteten Feuerseele, rührt uns menschlich; das dramatische Interesse ist bei Pietro, der, zwischen die Gegensätze hineingestellt, wie Wallenstein mit ihnen spielen, zwischen ihnen vermitteln will — freilich nicht wie jener zum eigenen, sondern zum allgemeinen Besten — und den nun die Strafe für diese Ueberhebung, diesen Allmachtsdünkel des Genies ereilt. So hat das Stück mehr persönliches, menschliches Interesse als Saul, denn seine Personen sind mehr als bloß die Träger von Prinzipien; auch im Einzelnen sind die Farben reicher und prächtiger, manchmal fast zu üppig; auf mittelalterliches Kolorit ist mit gutem Recht verzichtet worden.

Das Kirchenpolitische tritt im „Florian Geyer“ ganz zurück; denn der Stoff ist dem großen sozialen Kampfe des sechzehnten Jahrhunderts entnommen. Der populäreren Sphäre halber ist das Stück in Prosa geschrieben. Mein Vater hat, wie mir ein Konvolut von Auszügen beweist, in der damals vorhandenen Litteratur über den Bauernkrieg ganz gründliche Studien gemacht; mag seine ideale Auffassung

Geyers, die in der Hauptsache auf Zimmermanns Darstellung beruht, richtig sein oder nicht, was verschlägt das dem Dichter? Um so weniger, als das Stück von jeder Tendenz ganz und gar frei ist. Mein Vater fühlte demokratisch im besten Sinn und kannte zwischen Hoch und Nieder keinen Unterschied; aber er war, wie wohl die meisten, die sich durch eigene Kraft emporgearbeitet haben, ein abgesagter Feind jeder Demagogie und jedes Strebens, das Große um den einen Kopf kürzer zu machen, durch den es über das Kleine hinausragt. So ist das Stück alles andere mehr geworden, als ein modernes sozialistisches oder auch antisozialistisches Machwerk. Es ist dem Gehalte nach nicht mehr und nicht weniger als das Bild einer großen, berechtigten, aber zu ihrer eigenen Leitung unfähigen und von der Unbildung der einen, der Gemeinheit der andern in die Irre und ins Verderben geführten Bewegung. Die Figuren in diesem Bilde sind reich und bunt gemalt und geben die verschiedensten Typen öffentlicher Charaktere in mannigfacher Abstufung wider. Der Held selbst erweckt reines menschliches Interesse, das durch die Gestalt seiner heldenmütigen Begleiterin Marie Weigand noch mehr ins rührende gezogen wird. Daß Götz von Berlichingen und Egmont in vielen Dingen das Muster abgegeben haben, hat nicht anders sein können; aber das Stück wirkt doch nicht als bloße Nachahmung, sondern hat eigenes, natürliches Leben. Ohne straffe dramatische Verknotung läuft alles flott weiter, und ich habe die Empfindung, als ob Florian Geyer in seiner anspruchsloseren Art zwar nicht

das bedeutendste, aber das gelungenste unter den vier Stücken sei.

Mein Vater selbst hielt mehr von dem vierten, dem wieder in Jamben gedichteten „Maximilian von Mexiko“, den er nach fleißigen geographischen und historischen Studien am 14. Januar 1868 begann und schon am 5. April fertig hatte. Die Politik der Kurie ist hier wieder ein wesentliches Agens, aber wie in Friedrich II. bloß negativ, verwerflich geschildert; ihr handelnder Vertreter, der Pater Fischer, spielt im Haushalte des Stückes eine ähnliche Rolle wie dort Pietro, nur daß er nicht so vollkommen in den Vordergrund tritt und man nie ganz klar wird, wo der Schurke anfängt und der auf seine Weise das Rechte wollende Mensch aufhört. Ganz und gar dunkler Hintergrund ist die französische Politik Napoleons III. und seines Werkzeugs Bazaine. In den Hauptgegnern Maximilian und Juarez treten wieder wie im Saul zwei gleich berechtigte Prinzipien und Interessen einander gegenüber; die Teilnahme des Lesers würde aber größer sein sowohl für den unglücklichen Phantasten auf dem Thron als für den Vorkämpfer der amerikanischen Unabhängigkeit, wenn nicht die Politik jenes durch schwere Fehler und noch mehr durch die sofort sich aufdrängende Empfindung einer in sich unmöglichen, niemals zu wollenden Aufgabe, die Sache des letzteren aber durch die Schurkerei anderer Mithandelnder getrübt würde; man bekommt so das Gefühl des von Aristoteles verpönten μιαρόν, des Gräßlichen, eine eigentlich tragische Empfindung kommt nicht auf. Ich glaube mich auch nicht zu täuschen,

wenn ich meine, der Erfolg dieses Stückes sei der geringste von allen gewesen; um so geringer, als eben damals große europäische Fragen das Interesse an dem Opfer von Queretaro sehr schnell abgestumpft haben.

Dagegen haben die beiden ersten Stücke, besonders Friedrich II., es auch zur scenischen Darstellung gebracht, wenn auch nicht für lange Zeit. Saul wurde am Stuttgarter Hoftheater am 28. Februar und 26. Mai 1862 und am 7. Oktober 1863 aufgeführt; von andern Bühnen weiß ich nur, daß das Stück dem Wiener Burgtheater angeboten, aber von Laube zurückgewiesen worden ist, teils, weil der theatralische Zusammenhalt in den letzten Akten nicht straff und stark genug sei, teils weil der Kampf gegen die Geistlichkeit in Wien unmöglich auf die Bühne gebracht werden könne. Friedrich II. wurde zuerst am Hoftheater in Weimar gegeben am 25. September und 2. Oktober 1862 und am 12. März 1863; sodann in Stuttgart, und zwar mit lebhaftem Beifall, am 21. September und 3. Oktober 1864, dann in neuer Einstudierung am 17. September 1867, am 18. März 1868 und am 5. April 1869. Die Hauptrollen der beiden Stücke hatten in Stuttgart Löwe und Grunert; Friedrich II. konnte als eine der Glanzrollen Löwes gelten, dem solche edle, angekränkelte Träumer ganz besonders gelangen.

Mein Vater ist durch seine dramatischen Arbeiten in fieberhafte Thätigkeit und Aufregung versetzt worden. Ich

weiß, wie oft er gegen seine frühere und spätere Gewohnheit bis nach Mitternacht daran gearbeitet hat. Auch bei der Einstudierung für das Theater war er eifrig thätig; er setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, auf diesem neuen Boden Erfolge zu erringen. Der Rückschlag blieb nicht aus; nach der ersten Aufführung des Saul verfiel er in einen lebensgefährlichen Zustand der Depression, der aber ebenso rasch völlig vorübergieng, wie er erschreckend aufgetreten war. Auch sonst war er in jenen kritischen Jahren um die fünfundvierzig herum, die schon manchem übel mitgespielt haben, öfters krank, zumal da sie für ihn Jahre angestrengtester Arbeit und gespanntester Erregung waren. Ich erinnere mich einer schweren Lungenentzündung und zahlreicher Anfälle von heftigem Kopfweh. Sein Magen war längere Zeit sehr empfindlich, die leichtesten Speisen bekamen übel, während er später gerade in diesem Punkt von manchem Jüngeren beneidet werden konnte. Die gründliche Hebung dieser Beschwerden schrieb er dem Genuß des herrlichen neuen Fünfundsechzigers zu.

Meine Mutter hat jene Jahre der Aufregungen, der Erfolge, aber auch der Enttäuschungen, die zugleich an politischen Krisen so reich waren, noch erlebt und innerlichst mit erlebt. Die einfach erzogene, aber für alles Große empfängliche Frau nahm an der geistigen Arbeit des Mannes lebhaften Anteil, und ich kann mir, wenn ich mich in die atemlose Spannung zurückversetze, mit der wir bei den ersten Aufführungen der Dramen in einer versteckten Loge des Theaters saßen, die Empfindungen einer bis zum Ende

jugendlich gebliebenen Frauenseele vergegenwärtigen. Ihre Gesundheit war empfindlich geblieben, aber sie war sich hart und hat nie nachgegeben. Treufleißig hat sie die kleine Haushaltung in musterhafter Ordnung gehalten und ist jeden Morgen mit dem frühesten auf gewesen. Im Jahr 1866 traten Zeichen einer rascheren Zerstörung der Lungen auf; aber erst im Juni 1867 wurde sie an das Bett gefesselt und ist nach zehn Tagen voll Angst und vergeblicher Hoffnung am Abend des 15. Juni entschlafen. Am 18. wurde sie der Erde übergeben.

So stand mein Vater mit mir allein. Ich hatte 1865 das Landexamen gemacht, war aber im Stuttgarter Gymnasium geblieben. Jetzt mußte mein Vater es vorziehen, den Haushalt aufzulösen. Ich kam nach Blaubeuren und für ihn fieng nach fast zwanzig Jahren das alte Junggesellenleben wieder an. Die Besorgung der Wohnung war in den Händen der Frau des Hauseigentümers, die mit treuer Anhänglichkeit an meiner Mutter hieng. Auch an einem Kreis trefflicher Freunde fehlte es nicht, die ihm gemütliche Anregung gaben, und mancher schönen Tage aus meinen Ferien weiß ich mich zu erinnern. Aber die Verödung des Hauses konnte der auf den lebendigen Austausch der Gefühle angewiesene Mann, dem es in der Einsamkeit nie so recht wohl war und der auch in äußerlichen Dingen des Lebens der Hilfe anderer etwas bedürftig war, auf die Länge doch nicht ertragen.

Schillers dankbarer Schatten half ihm aus. Es waren gegen Ende der sechziger Jahre die Bemühungen um ein

Denkmal in Schillers Vaterstadt Marbach lebhaft im Gange. Mein Vater stand selbstverständlich mitten drin und hatte öfters den Weg nach Marbach zu machen. Dort war es, wo er in Bertha Feucht, der jüngsten Tochter aus dem weitbekannten Hause zur Post, seine zweite Frau und ich eine zweite, treulich besorgte Mutter finden sollte. Sie verlobten sich am 28. Oktober 1869 und am 15. Februar 1870, dem Tage vor dem fünfundzwanzigsten Geburtstag der Braut, fand die Hochzeit in dem Saale zu Marbach statt, der meinen Vater hernach noch mehrmals als Festgast und Festredner gesehen hat. So hatte der dem Alter entgegengehende Mann wieder eine Heimat und eine Seele, die er sein nennen durfte, eine Frau, die ihm ihre eigene Jugend ins Haus brachte und mit sorgender Liebe ihn umgab. Sie ist mit unermüdlicher Treue um ihn thätig gewesen, ihm nicht nur das Verlorene zu ersetzen, sondern neues Glück zu schaffen. Muntere Kinder, denen sie eine liebevolle, ängstlich besorgte Mutter war, wuchsen herauf und belebten das stille Haus. So zog die Freude und junges Leben wieder ein; auch die Prüfung, das Leid sollte nicht ausbleiben.

Die Donner des großen Krieges hallten in das erste Jahr des neuen Hausstandes herein und über der Wiege des ersten Sohnes Friedrich, der am 27. November 1870 geboren wurde. Am 10. April 1874 kam die einzige Tochter Bertha, am 28. April 1878 ein zweiter Sohn Georg dazu. Im Jahr 1873 hatte ich meine Studien beendigt und habe von da an ein Jahr lang wieder im elterlichen

Haus gewohnt, später wenigstens den Mittagstisch dort geteilt. Ich habe Zeuge zweier schönen Feste, aber auch tiefer Trauer sein können. Am 9. Mai 1876 wurde das Schillerdenkmal bei Marbach enthüllt; mein Vater hielt die Weiherede und eine Kantate von ihm, durch Faißt komponiert, eröffnete die Feier. Auch sein eigener sechzigster Geburtstag wurde Gegenstand einer großen festlichen Veranstaltung im Liederkranz. Aber diesen Freudentagen folgte schweres Leid, namentlich für die Gattin, auf dem Fuße. Ihr Vater starb zu Ende des Jahrs, alt und nach sehr schmerzlicher Krankheit, und am 30. Januar 1877 erlag mein Bruder Friedrich, der blühend herangewachsen und schon in das erste Schuljahr eingetreten war, einem tückischen Scharlachfieber. Ich habe ein paar Monate später meinen eigenen Hausstand gegründet und bin so dem elterlichen Haus etwas ferner gerückt worden.

Im Jahr 1883 erteilte die Stadt Marbach meinem Vater, der sich mehr als viele andere um sie verdient gemacht hatte, das Ehrenbürgerrecht zu seinem Geburtstage; er wies in seiner Dankrede darauf hin, wie nur die Verehrung Schillers, von dem er sich wie von einem geistigen Vater abhängig fühle, das treibende Moment in ihm gewesen sei und wie er alles Verdienst auf dieses verehrte Haupt weitergeben müsse. Zwei Jahre später legte er nach über fünfzigjähriger Dienstzeit sein Lehramt nieder. Er war 1879 nicht ganz unbedenklich krank gewesen, aber vollkommen wieder genesen. Jetzt kamen entzündliche Vorgänge in der Kehle, die auch schon früher dann und wann da

gewesen waren, öfters hintereinander, und die Stimme wurde leicht müde und heiser. Vom Mai 1885 an mußte ein Amtsverweser für meinen Vater eintreten, und im Herbst sah er sich genötigt, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Sie erfolgte am 17. November 1885 mit den rühmendsten Auszeichnungen von Seiten des Königs, der Behörde, der Kollegen und der Stadt, in deren Dienst er vierzig Jahre thätig gewesen war. Man konnte fürchten, der lebhafte Mann würde unter dem Mangel einer festen Thätigkeit leiden; aber es war nicht der Fall. Seine Blumen, seine Vögel, die eigene Dichtung und die Lektüre fremder Erzeugnisse füllten neben den gewohnten und noch lange mit alter Rüstigkeit fortgesetzten Feldgängen seinen Tag zur Genüge aus. Die frühere Gesundheit kehrte wieder, als die Anstrengung der Schule aufgehört hatte, und auch die Stimme, nicht mehr Stunden lang angestrengt, gewann bald wieder ihren ehernen Klang. So haben wir am 25. Oktober 1886 den siebzigsten Geburtstag eines jugendfrischen Greises begangen, der mit frohem Mut sagte: wenn ihm die Lust an Wald und Feld erhalten bleibe, „wohlan, so mögen auch achtzig kommen“.

Bald sollte es freilich stiller und einsamer um ihn werden. Die Gattin verließ ihn zuerst, um nicht wiederzukehren. Ich sehe sie noch als hochgewachsenes, blühendes Mädchen und als junge Frau von imposanter Erscheinung vor mir; Niemand hätte geglaubt, daß sie dem fast dreißig Jahre älteren Mann im Tode vorangehen würde. Aber sie war schon in jungen Jahren von empfindlicher Konstitution;

reudige und schmerzliche Erregungen haben sie leicht ange-
griffen, und der Tod des ersten Kindes ist ihr lange nach-
gegangen. Gegen Ende der achtziger Jahre traten heftigere
Beschwerden auf. Eine Operation im Winter von 1888
auf 1889 schien gelungen, im Mai konnte sie sich der Kon-
firmation der Tochter wenigstens von ihrem Lager aus
erfreuen und im Sommer mit der Familie einen Kuraufenthalt in Urach nehmen. Aber das Uebel kehrte bald verschärft wieder, und schneller, als erwartet wurde, ist sie am
14. August 1890 verschieden und im Grab ihres Söhnchens
am 16. beigesetzt worden.

Die Tochter war zum Glück dem Kindesalter schon
entwachsen und hat den Vater in den folgenden Jahren
mit Treue gepflegt.

Im Mai 1893 schien es freilich, als ob seine Tage
gezählt wären. Eben um die Zeit, als er seine letzte
Schillerrede halten sollte, befiel ihn eine Lungenentzündung,
die ihn schwer zu Bett legte und langsam, aber doch vollständig geheilt wurde; ja er meinte nachher gesünder zu
sein als zuvor. Die Verheiratung der Tochter am 4. März
1894 machte zwar dem Zusammenleben im Haus ein Ende;
aber sie behielt ihren Wohnsitz in Stuttgart, und so konnte
mein Vater sich nicht nur des Heranblühens eines munteren
Enkelchens, sondern auch der fortdauernden Fürsorge der
Tochter, wo sie Not that, erfreuen. So war es ihm denn
im Haus nicht zu still, wenn er es auch nur mit dem jüngsten
Sohn und einer treuen Dienerin teilte.

Auch an neuen Ehren fehlte es ihm in seinen letzten

Jahren nicht. Die Heimatgemeinde Groß-Süßen erfreute ihn zu seinem Geburtstag 1894 mit dem Ehrenbürgerrecht. Und wenn er so in der engsten Heimat die alte Anerkennung durch eine jüngere Generation bestätigt fand, so durfte er es erleben, daß sein Ruf auch im Norden Deutschlands sich mehr und mehr verbreitete. Schon früher war E. Brenning dort mit seinem Lob hervorgetreten; jetzt ließ sich auch Jacobowski über ihn vernehmen, und in Karl Busse fand er einen jungen Verehrer, den er um seiner eigenen Lyrik willen hochschätzte.

Ich muß sagen, ich vergegenwärtige mir meines Vaters Bild am liebsten so, wie er in seinen letzten Jahren war, als das Bild eines grünenden Alters. Seine körperliche Erscheinung war ungebrochen. Das Haupt mit der mächtigen Schädelwölbung, mit dem leuchtenden gelblich-grauen Auge saß aufrecht auf einem schlanken Körper, der den hohen Wuchs alter Zeit behalten hatte; nur auf der Straße, wo er seit der Krankheit von 1893 langsam zu gehen liebte, konnte er den Eindruck des Alters machen, der sofort wieder schwand, wenn er einem seiner vielen Bekannten begegnete und ihn in alter Lebhaftigkeit anredete. Das Auge, das zum Lesen und Schreiben schon lange eines Glases bedurfte, sah in der Ferne noch das Kleinste; das Ohr nahm noch die leisesten Geräusche wahr; die Stimme war klar und metallen wie immer. Ebenso frisch und ungebrochen, nur ruhiger und heiterer, war sein Inneres geworden. Er war von ausgesprochen sanguinischer Gemütsart, leicht erregbar und reizbar; heftige Ausbrüche eines lebhaften Temperaments,

die freilich nie in anhaltenden Groll übergiengen, waren nicht selten. Das Alter hat ihn ruhiger, gleichmütiger gemacht, ohne ihn abzustumpfen. Wie er mit unverminderter Kraft fortdichtete, so ist er auch als Mensch Lyriker geblieben. Er stand dem praktischen Leben nicht feindlich gegenüber, aber er lebte in seiner eigenen Sphäre. Was er aufnahm, erfaßte er mit den Kräften der Empfindung; der rechnende Verstand und der harte, unbeugsame Wille waren Eigenschaften, die er lieber aus der Ferne verehrte. Er hatte seine Anschauung von den Dingen und Menschen, und da sie durch das Medium der gefühlsmäßigen Empfindung, nicht der kalten, objektiven Beobachtung gegangen war, so war sie leicht einseitig, ohne Abwägung des Plus und Minus; daher war er für fremde Anschauungen nicht ganz leicht zugänglich; aber er ließ sich überzeugen, wenn auch zunächst mit ärgerlichem Widerstreben, und hielt es für keine Verkleinerung seiner selbst, auf andere Meinungen zu kommen. Er zeigte sich gerne am guten Tag bequem gesellig und ließ den schlechten nicht zu nahe an sich heran. Er hatte Interesse für alles und warme Empfindung für das Wohl anderer; nur mußte man ihm zur geschickten Stunde kommen, denn mit ganzer Seele in seinen Kreisen lebend, wünschte er nicht sie gestört zu sehen. Er war ein Mensch, der nicht vollkommen sein wollte, aber ein Mann voll Leben und Kraft; er war eine Natur und wünschte auch um sich Natur zu haben, bei aller Emphase, zu der er in ernsthaften Dingen neigte, war ihm doch das Stelzengehen ebenso wie alles Kriechend-Niedrige zuwider. Das

Alter hatte alle diese Eigenschaften an ihm verklärt und ihnen ein behagliches Ausruhen hinzugefügt. Das war das Bild, das wir im letzten Jahrzehnt seines Lebens von ihm bekamen. Wie manche gute Stunde habe ich da mit ihm noch zusammen verbringen dürfen, wenn die Ferien mich nach Stuttgart oder — leider viel seltener, denn es zog ihn seit dem Tode der Frau jedes Jahr nach Urach — ihn nach Tübingen brachten! Und die schönsten waren die stillen Nachtstunden, wenn wir zu Haus noch um die Lampe herum saßen und von diesem und jenem, er immer am liebsten von den Großen im Geist, redeten, wenn wir da auch öfters an einander gerieten und uns schließlich mit Lachen und mit dem Bewußtsein gute Nacht boten, daß die Verschiedenheit der Meinungen neben herzlicher Liebe und gegenseitigem Verständnis wohl Raum habe. „Vorbei ist nun das Alles und kehrt nimmer so.“

Der Herbst 1896 und der achtzigste Geburtstag kam heran. Die unerschöpfliche Frische der letzten Gedichtsammlung, die im Frühjahr erschienen war, lag auch auf dieser Feier, die den Greis mit Blumen und Weinen, mit Freundschaftsgrüßen und Ehrenbezeugungen von allen Seiten überschüttete. Es wollte uns bange werden, ob ihm die Menge der Aufregungen nicht schaden könnte. Aber er hat tapfer ausgehalten. Der Winter war gut, und seine Milde gestattete fleißigen Gebrauch der frischen Luft. Im Frühjahr ward mein Vater noch überrascht durch die Mitgliedschaft des Pegnesischen Blumenordens in Nürnberg, der einzigen jener Dichtergesellschaften alter Zeit, die noch am Leben

ist. Am Ende des Aprils erkältete er sich; eine ganz leichte Entzündung der Lunge stellte sich ein. Sie schien bereits wieder gehoben zu sein, als ihn am Nachmittag des vierten Maies in Gegenwart der Tochter, die seine Hand in der ihrigen hielt, der Tod leis und unmerklich überschattete, von Niemand erwartet, von ihm selbst nicht gefühlt; er kam ihm „wie ein leichter Traumgesang, vom Abendrot gesungen.“

Am Abend des sechsten Maies wurde mein Vater von einer unzählbaren Menge zu Grabe geleitet. Die Liebe und Verehrung Vieler that sich noch einmal in rührenden Worten kund. Er wurde zu Weib und Kind ins Grab gesenkt. Die Vögel sangen ihm in die Gruft nach, Sonne und leichter Sprühregen eines wechselvollen Frühlingstages ergoßen sich darauf. Wer dort oben an dem Grabhügel steht, der sieht weit im Bogen das schöne Stuttgarter Thal und die Neckarberge vor sich und mag sich gerne dessen erinnern, der für diese Schönheit manches Dichterwort gefunden hat.

So ist ein reiches Leben schön zu Ende gegangen. Wir hatten uns gedacht, es gehe noch ein paar Jahre, möglichst viele sogar, so weiter. Aber es ist wahr, was uns zum Trost gesagt wurde: wenn es einmal sein muß, lieber zu früh als zu spät.

„Wenn die Greise sinken, zum Grab gereift,
„Das ist ein sanftes Klagen,“

so hat er selbst gesagt, und wir dürfen es uns auch sagen, die wir ihn immer vermissen werden und doch mit der

Summe seines Lebens auch sein Ende glücklich preisen müssen.: tu vero felix non vitae tantum claritate, sed etiam opportunitate mortis.

Friedrich Vischer.

Vor mehr als einem Jahrzehnt hat sich ferne von der chwäbischen Heimat das Leben eines schwäbischen Denkers und Dichters, eines deutschen Vaterlandsfreundes geschlossen, as an Inhalt und an dramatisch packendem äußerem Ver- auf gleich reich war und durch innere und äußere Stürme u einer wohlthuenden, friedlichen Ruhe und Klarheit ge- ührt hat. Es soll hier in kurzen Zügen dieses Leben ge- childert werden.

Friedrich Theodor Vischer wurde am 30. Juni 1807 u Ludwigsburg als Sohn des Oberhelfers geboren; durch eine Mutter war er mit der Familie des Dichters Stäud- in, etwas entfernter auch mit Uhland verwandt. Der Vater war ein liberaler Theologe im Sinne jener Zeit des Rationalismus und ein Mann von glühender Vaterlands- iebe. Er starb, als sein Sohn erst sieben Jahre alt war, ls ein Opfer der Pflichttreue, mit der er sich in ein Typhus- pital gewagt hatte. Die Mutter zog nach Stuttgart. In em lebhaften Kunsttreiben der Stadt gab es für Friedrich denn so wurde der Sohn genannt, nicht Theodor, wie jetzt

oft zu lesen ist) künstlerische Anregungen genug; aber die bildende Kunst, wie er wohl damals wünschte, zur Lebensaufgabe zu machen, reichten die Mittel nicht zu. Der Knabe wurde für die Laufbahn seines Vaters bestimmt. Im Jahre 1821 kam er in das niedere theologische Seminar Blaubeuren. Wenn irgend einer „Promotion" junger Theologen das Glück in ihrer Seminarzeit segensreich und vorbedeutend geleuchtet hat, so ist es die gewesen, welcher Vischer angehörte. Es war in ihr eine auch in den württembergischen Seminarien, die doch immer schon eine geistige Elite in sich schließen, seltene Zahl von bedeutenden Talenten, die ihr den oftgehörten Namen der „Genie-Promotion" eingetragen hat. Neben Vischer ist vor allem Friedrich Strauß zu nennen, der sein Ludwigsburger Landsmann war und später so oft in gemeinsamem Kampfe neben ihm gestanden ist; ferner Christian Märklin, dem Strauß ein rührend schönes Denkmal der Freundesliebe gesetzt hat, und Gustav Pfizer, der als Senior der schwäbischen Dichter Vischer noch um drei Jahre überlebt hat. Außerdem hatten die Jünglinge das Glück, zwei wirklich bedeutende Männer zu Lehrern zu haben, die Professoren Baur und Kern, beide später Professoren der Theologie in Tübingen. Baur hat seine theologisch-kritische Thätigkeit erst beträchtlich später begonnen; aber durch Wissen, Lehrgabe und einen Charakter von seltener Größe war er schon seinen Blaubeurer Schülern ein glühend verehrter Lehrer. Dazu die gesunde Nahrung, welche eine romantische Gegend mit rauher, aber frischer Bergluft dem Gemüte der Jünglinge gab: kein Wunder,

wenn diese stets mit freudiger Erinnerung an die vier Jahre in Blaubeuren zurückdachten. Unter Vischers Gedichten ist eines der ergreifendsten jenes, in welchem er des „Jugendthals“ gedenkt. Auch in Tübingen hatte die Promotion das Glück, die verehrten früheren Lehrer nach einiger Zeit wieder als Professoren begrüßen zu dürfen. Bei Vischer und seinen Freunden, unter denen vor allen Strauß und Märklin zu nennen sind, bildete übrigens dazumal das philosophische Studium den Mittelpunkt aller ihrer Beschäftigungen und Interessen. Hegels Werke drangen eben damals in das Tübinger Stift ein, in welchem schon durch die offizielle Anordnung des Studienganges die Philosophie eine bedeutende Rolle spielte; dieser letzte und großartigste Versuch einer einheitlichen Weltanschauung, einer philosophischen Zusammenfassung alles menschlichen Wissens und Denkens hat auch auf die jugendlichen Freunde einen tiefen, begeisternden Einfluß geübt und für längere Zeit ihrem Denken und Forschen Richtung und Ziel gegeben. Die Philosophie und zwar in dieser höchsten spekulativen Ausbildung ist auch für Vischer noch lange der wesentliche Gegenstand seiner Studien gewesen. Er ist nicht nur der philosophischen Teilwissenschaft der Aesthetik zeitlebens treu geblieben und einer ihrer bedeutendsten Vertreter geworden, sondern hat sich auch mit der eigentlichen philosophischen Spekulation öfters und mit Auszeichnung beschäftigt; in späteren Jahren lag es ihm namentlich am Herzen, die wenig gekannte tiefsinnige Philosophie seines Landsmanns Karl Planck zu Ehren zu bringen. Von der Theologie, welche die Freunde anfangs,

nur nicht im Sinne der Orthodoxie, sondern in höherer spekulativer Ausbildung, noch für vereinbar mit ihrem philosophischen Streben gehalten hatten, entfernten sie sich weiter und weiter.

Vischers äußerer Lebenslauf nach einer glänzenden Abgangsprüfung war noch für ein paar Jahre der hergebrachte theologische. Nachdem er ein Jahr als Pfarrvikar auf dem Lande verbracht hatte, wurde er 1831 Repetent in dem theologischen Seminar Maulbronn, zugleich erwarb er sich den Doktorhut durch eine Abhandlung über die Gliederung der Dogmatik. Dann machte er von 1832 auf 1833 die wissenschaftliche Reise, die ihn weiter herumführte als andere, nach Göttingen, Berlin, Dresden, München, und ihm nicht nur die Bekanntschaft mancher bedeutenden Männer verschaffte, sondern auch den Entschluß in ihm reifte, sich der Wissenschaft der Aesthetik ein für allemal zuzuwenden. Nach Schwaben heimgekehrt trat Vischer in die Stelle eines Repetenten am Tübinger Stift ein, wo er nun wieder mit den gleichstrebenden Strauß und Märklin schöne Jahre geistiger Gemeinschaft lebte und schon nach höheren Flügen des Geistes ausschaute. Das theologische Amt hatte er immer mehr als eine seinem Geiste nicht passende Fessel ansehen gelernt; so bemühte er sich mit Erfolg, eine 1835 ihm zu Teil gewordene geistliche Anstellung rückgängig zu machen, und ließ sich 1836 als Privatdozent für deutsche Litteratur und Aesthetik in Tübingen nieder. Das Jahr 1837 brachte zunächst die außerordentliche, das Jahr 1844 die ordentliche Professur für diese Fächer. Fast

ein Jahrzehnt verfloß unter erfolgreicher Lehrthätigkeit und eifrigem Studium, aus welchem manche bedeutende schriftstellerische Leistungen hervorgingen und in welchem das große Lebenswerk, das Lehrgebäude der Aesthetik, vorbereitet wurde. Die Vorlesungen Vischers erstreckten sich damals wie später auf verschiedene Teile des ästhetischen und litterarischen Gebiets; er gehört zu denen, welche zuerst Göthes Faust zum Gegenstand akademischer Vorlesungen gemacht haben; auch praktische Uebungen hat er nach Uhlands Vorgang eingerichtet. Eine Reise nach Italien, dem nachher oft wieder aufgesuchten, und nach Griechenland, 1839 und 1840 unternommen, vermittelte die direkte Anschauung alter Kunst und eines Volkstums, das in vielem noch eng mit der antiken Welt zusammenhängt. Eine schmerzliche Lücke in dem glücklichen Wirken trat ein, als Vischer, Ordinarius geworden, am 14. Februar 1844 seine Antrittsrede hielt, in der er mit dem ihm eigenen Freimut seine Weltanschauung darlegte. Die orthodoxe theologische Partei fiel mit Grimm über diese Rede her, auch andere fanden die Grenzen des akademischen Vortrags überschritten, und es gelang in der That, den beredten Mund auf einige Zeit stumm zu machen: Vischer wurde für zwei Jahre des Rechts, Vorlesungen zu halten, beraubt; eine Auskunft, durch welche das ihm nicht übelwollende Ministerium es erreichte, ihn wenigstens in Amt und Würden lassen zu können.

Das bewegte Jahr 1848 brachte auf größerem Schauplatz neue, andersartige, aber auch nicht stets erfreuliche Arbeit. Vischer wurde zum Abgeordneten in die Frank-

furter Nationalversammlung gewählt und hat als Groß-deutscher, als Mitglied der gemäßigten Linken, in einer ähnlichen Stellung etwa wie Uhland, dort bis zuletzt ausgeharrt. Er gehörte mit mehreren Landsleuten dem Klub des Württemberger Hofes an, hat aber in wichtigen Dingen eigene Stellung genommen und sich bei der tiefgreifendsten Frage, der über die Erblichkeit des Reichsoberhaupts, der Abstimmung enthalten. Es war ihm in Frankfurt nicht wohler als andern; Pflichtenkonflikte und Aufregungen von allen Seiten. Vischer hat das dort zugebrachte Jahr sein Marterjahr genannt, aber die Pflicht in sich gefühlt, auszuhalten; auch nach Stuttgart ist er mit dem Rumpfparlamente gegangen, wo er von Anbeginn an machtlos in Opposition gegen den immer weiter links drängenden Taumel der großen Majorität stand.

Aus den Sitzungssälen des Parlaments, mit schweren Enttäuschungen beladen, kehrte Vischer zu seinem Tübinger Lehrstuhl zurück, auch dort sich unbehaglich fühlend angesichts der steigenden Reaktion, die, wie er wahrzunehmen glaubte, sein Treiben als Lehrer mit Argusaugen beobachtete.

Ein Ruf nach Zürich, als Professor an der Universität und dem Polytechnikum, dem er 1855 folgte, versetzte ihn in eine zusagendere Atmosphäre, in die angenehmen, freien und lichten Verhältnisse eines bedeutenden Bildungszentrums, wo ungehemmte Bewegung und Aeußerung des Geistes möglich und erwünscht war. Elf Jahre hat Vischer in Zürich zugebracht. Auch dort fand er sich nicht in allem

befriedigt, seine sensitive Natur nahm an manchem Anstoß, was andere gleichgiltig gelassen hätte. Aber er hat es nie bereut, in den eigenartigen, die Energie des Willens anspannenden Verhältnissen der Republik gelebt zu haben. Die immer lebhafter werdenden Bewegungen der deutschen Heimat zogen ihn endlich zurück. Er wurde 1866 in der alten Eigenschaft nach Tübingen zurückberufen und nahm an. Er trat unter ganz anderen Verhältnissen, mit der vollen Möglichkeit ungehinderten Wirkens, in seine alte Lehrstelle wieder ein; aber auch hier stellten sich Hemmnisse in den Weg. Als Angehöriger der großdeutschen Partei war Vischer im engsten akademischen Kreise etwas isoliert; der Betrieb der Wissenschaft hatte sich geändert, die Philosophie war an ihrem alten Sitze keine Großmacht mehr; die kleine Stadt beengte ihn. Neben den Vorlesungen in Tübingen waren auch von Zeit zu Zeit solche am Polytechnikum in Stuttgart zu halten; mit der Zeit wurde diese Verbindung, welche oftmaliges Reisen notwendig machte, allzu lästig; im Herbst 1867 wurde ausgemacht, daß Vischer im Sommer in Tübingen, im Winter in Stuttgart lesen sollte. Ein Ruf nach München verursachte neue Zweifel, und endlich entschied sich Vischer, seine Thätigkeit auf das Stuttgarter Polytechnikum zu beschränken. Dort hat er im Ganzen zwei Jahrzehnte lang als hochverehrter Lehrer einer dankbaren Jugend und eines ausgedehnten Kreises nicht-akademischer Zuhörer gewirkt.

Der Ausgangspunkt von Vischers litterarischer Thätigkeit war die Philosophie. Auf das Gebiet der Theologie,

und zwar nur der historischen, hat er sich bloß in seiner ersten Zeit einmal begeben, indem er 1834 gemeinsam mit einem älteren Bruder die Werke des mittelalterlichen Theologen Berengar von Tours (des nämlichen, dessen Wiederauffindung eine der bekanntesten gelehrten Leistungen Lessings gewesen war) herauszugeben unternommen hat. Ein philosophischer Zug, ein lebhaftes Wehen spekulativen Geistes, faustischen Erkenntnisdranges durchzieht alle seine Werke; auch das Studium der Litteratur, die eigene Dichtung, die Interessen und Strebungen des Tages betrachtet er gern unter höheren Gesichtspunkten, stellt sie gern in philosophische Beleuchtung. Nicht freilich so, als ob er nun den lebensvollen Gestalten des wirklichen Daseins die Blässe des Gedankens ankränkeln würde; zu jener Fähigkeit, das Große, Allgemeine, Ewige auch im Kleinen, Einzelnen, Alltäglichen zu finden, gesellt sich vielmehr ein scharfes Auge, ein feiner Nerv für das Gegenständliche, für die plastische und farbenreiche Fülle des Realen. Diese Vereinigung zweier Eigenschaften, die sich nur bei wenigen Forschern in so feiner und bedeutender Ausbildung zusammenfinden, mußte fast notwendig auf das ästhetische Gebiet führen, als auf welchem beide zusammentreffen, auf welchem die Vereinigung beider eine unabweisliche Forderung für gedeihliches Forschen ist. In der That waren schon die frühesten schriftstellerischen Arbeiten Vischers der Aesthetik gewidmet, und noch seine spätesten haben Anteil an ihr. Auf was er sein energisches Denken zuerst gewendet hat, das war die eigentlich philosophische, spekulative Aesthetik, die Philosophie des Schönen.

Zu ihr wurde er nicht allein durch seine persönliche Feinfühligkeit für das Schöne hingezogen, sondern auch durch das begeisterte Studium der Philosophie Hegels, in welcher dem Schönen eine besonders hohe Stelle angewiesen ist. In der That hat er auch im Geiste Hegels, nicht als sklavischer Nachahmer, sondern als selbständiger Fortbildner, sein eigenes ästhetisches System entworfen. Erst gab er 1837 einen vielverheißenden Vorläufer desselben in der glänzenden Schrift: „Ueber das Erhabene und Komische"; dann folgte von 1846 bis 1857 das mächtige, siebenbändige Werk: „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen", in welchem er in der durchdachtesten Form die Resultate langjährigen Forschens gegeben hat. Man darf es wohl sein Lebenswerk nennen; jedenfalls ist es dasjenige, welchem er am meisten seine Stellung in der Wissenschaft verdankt. Vischer war in späteren Jahren mit der philosophischen Fassung desselben in manchen Punkten nicht mehr einverstanden und hat selbst Beiträge zur Kritik derselben gegeben. Neben der an Hegel gebildeten äußeren Form des spekulativen Aufbaus steht aber noch der außerordentlich reiche Gehalt des sachlichen Wissens, der feinsten Bemerkungen über das Schöne und die einzelnen Künste, und dieser wird nicht veralten; vielmehr wird Vischer wohl zu jeder Zeit, deren Denken mit dem unseres Jahrhunderts noch in einem inneren Zusammenhang stehen wird, unter die leitenden Geister auf diesem Gebiete der Forschung gerechnet werden.

In späteren Jahren hat sich Vischer von der spekulativen Aesthetik mehr der angewandten zugekehrt, der ver-

ständnisvollen Betrachtung der bildenden Künste, noch mehr aber der schönen Litteratur. Um kleinere Arbeiten zu übergehen, muß vor allem an die tief eindringenden, von wahrhaft künstlerischem und philosophischem Geist erfüllten über Goethes Faust — das Werk, in dem wie in keinem zweiten Poesie und Philosophie eins geworden sind — erinnert werden. Schon in seiner ersten Zeit hat Vischer die Litteratur über den Faust aufmerksam verfolgt und kritisch besprochen; wenn er sich damals gegen die verschiedenen Modetollheiten in der Erklärung des Gedichts mit seiner scharfen Satire gewendet hat, so hat er ein Menschenalter später, 1875, in seinen „Neuen Beiträgen“ zur Kritik des Faust besonders die innere Geschichte des Werks verfolgt. Der zweite Teil war ihm stets antipathisch, so wenig er auch große Schönheiten im Einzelnen verkannte. Er hat 1862 in seinem berühmt gewordenen „dritten Teil“ des Faust die mystischen Wunderlichkeiten des zweiten parodiert, und 1886 ist diese Parodie in zweiter Auflage erschienen, bereichert namentlich durch vortreffliche satirische Bilder aus dem politischen Leben der Zeit. Aber auch positive Angaben hat Vischer darüber versucht, wie ein wirklich dramatischer zweiter Teil des Faust zu gestalten gewesen wäre.

Vischer ist auch in seinen litterarischen Studien stets von bedeutenden, über das Einzelne und Kleine hinausgehenden Anschauungen getragen. Gewissenhaft im Erwägen auch des Unwesentlicheren, das immerhin zum Großen sich wie der Stein zum Gebäude verhält, ist er ein Freund jeder gründlichen und positiv förderſamen Forschung. Aber er

sieht stets darüber hinaus; er hält es — und wer würde ihm, angesichts mancher grenzenlosen Verirrungen unserer modernen Litteraturforschung in das Allereinzelste, nicht gar zu oft Recht geben müssen? — er hält es des Aufwands von Geist und Zeit nicht für wert, allen Kleinigkeiten, die ihrer Natur nach keinen Beitrag zu dem Verständnis des Ganzen geben können, mit ernsthaftester Beflissenheit nachzujagen, und kaum ist er irgendwo geistreicher gewesen als in dem köstlichen „Gesang der Exakten", der die Mikrologen unter den Goetheforschern aufs prächtigste verhöhnt. Ihm scheinen solche an der Scholle klebende Forschungen um so verderblicher, als er selbst zu den bewundernden Verehrern Goethes zählt, dessen großes Bild durch solche Ameisenarbeit ins Kleine und Unbedeutende herabgezogen zu werden droht: Goethes und Shakespeares, welchem letzteren er gerade in den letzten Jahren einen besonderen Teil seiner akademischen Thätigkeit gewidmet hat. Solche bewundernde Verehrung ist jedoch keineswegs blinde Hingabe; denn niemand hat die Schwächen der Poesie des alternden Goethe so rückhaltslos dargelegt wie Vischer, und noch wenige Jahre vor seinem Ende hat er im Goethe-Jahrbuch höchst bedeutsame Winke zum allgemeinen Verständnis des Meisters gegeben.

Ein Mann von so frischer Kraft, die Welt zu erfassen, kann bei einer Beschränkung auf das Schöne, auf die der rauhen Wirklichkeit entrückte Welt der Kunst unmöglich stehen bleiben; er muß auch in die praktischen Fragen der Zeit sein Wort dreinwerfen. So auch Vischer. In seinen drei Sammlungen vermischter Aufsätze: „Kritische Gänge", 1844;

neue Folge derselben, 1860—1873; „Altes und Neues", 1881—1882, hat er, neben den Fragen der Kunst, der Litteratur, der Weltanschauung im Großen, auch den Angelegenheiten der Zeit sein kraftvolles Wort geliehen. Es sind nicht allein die jedes Herz erregenden Fragen nach der endlichen Gestaltung der vaterländischen Dinge, nach der Umgestaltung der theologischen Vorstellungen und Einrichtungen, welche ihn zum Reden bringen; auch die Verkehrtheiten der Sitte haben ihm, zuletzt noch in dem besonders erschienenen Schriftchen: „Mode und Cynismus", 1879, grimmige Spottreden entlockt, auch die Ungezogenheiten geselligen Verkehrs weiß er zu geißeln, und vor allem hat der warme Freund der Tierwelt sich mehr als einmal getrieben gefühlt, die in unserer occidentalischen Welt so viel verbreitete Tierschinderei mit Skorpionen zu züchtigen. Das ist kein Herabsteigen von der Höhe philosophischer Anschauung, keine Erniedrigung des spekulativen Denkers; denn im Sittlichen gibt es kein Kleines, kein Gleichgiltiges, auch das Kleine ist Symptom oder Wurzel einer allgemeinen Gesinnung im Großen.

Vischer ist nun aber nicht bloß Denker und Forscher, er ist auch Dichter; er ist in diesem Teil seines Wesens den meisten erst in späteren Jahren bekannt geworden, und in der That gehören die eigentümlichsten und großartigsten Schöpfungen seiner Dichterindividualität erst seinem letzten Jahrzehnt an. Aber schon in jungen Jahren hat er der Muse geopfert; das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten, welches Mörike und Zimmermann für 1836 heraus-

gaben, brachte unter dem angenommenen Namen A. Treuburg mehrere Gedichte und Novellen von ihm, welche zu den Zierden dieses Almanachs gehörten. Leider hat derselbe kein großes Publikum gefunden und ist ohne Nachfolger geblieben.

Dem größeren Publikum ist zunächst und zumeist der Humorist Vischer bekannt geworden; ihm verdankt es, abgesehen von der schon genannten Faust-Parodie, die berühmt gewordene Brehmiade „Schartenmaiers“ und den unter dem gleichen Pseudonym im nämlichen, unvergleichbar köstlichen Philisterstil verfaßten „Deutschen Krieg 1870/71“, in welchem durch den barocken Humor der sittliche Ernst des warmen Vaterlandsfreundes oft genug deutlich hindurchbricht. Einiges andere ist erst nach seinem Tode durch die Sammlung „Allotria“ bekannt geworden.

Humor ist freilich überhaupt ein, vielleicht kann man sagen der Grundzug von Vischers Poesie; Humor aber eben nicht in dem ganz trivialen Sinn der Spaßmacherei, sondern in dem tieferen und tiefsten, welchen die Aesthetik diesem Worte beilegt. Wohl behagt ihm auch der einfache Spaß ohne Hintergrund und Tendenz; es will ihm nicht hinunter, wenn die Leute so grämlich sind, wenn sie zu klug zum harmlosen Lachen sein wollen, und die ruhigen Philister der Bierkneipe mit ihrer breit-gemütlichen Lustigkeit sind ihm, wie Mörikes „Sommerwesten“, ein Labsal nach dem Geschwätz des Strebers, der ihn auch in der Mußestunde noch mit hochstilisierten Reden verfolgt. Allein einen tieferen Untergrund des Humors und Witzes verlangt er wie von andern,

wenn sie Dichter heißen wollen, so vor allem von sich selbst. Eine seiner dankenswertesten litterarischen Thaten ist es gewesen, als er Gottfried Keller aus seiner Unbekanntheit hervorzog; nicht zum wenigsten hat ihm an Keller gefallen, daß er so herzhaft lustig sein kann, daß er den Mut hat, sich um die Einwürfe eines philiströsen Realismus dann und wann einmal gar nichts zu kümmern; aber er wäre ihm doch nicht der bedeutendste Erzähler der Gegenwart gewesen, wenn nicht ein tiefer Ernst, eine wahrhaft sittliche Weltanschauung und eine poetische Gestaltungskraft ohne gleichen dahinter stäke.

Vischer hat auch der einfachen, harmlosen Lustigkeit seinen Tribut gebracht in dem kleinen, schwäbisch geschriebenen Lustspiele „Nicht I a" (1884), das sich in der schwäbischen Heimat, aus deren Verhältnissen es so recht hervorgegangen ist, schnell zahlreiche Freunde gewonnen hat. Sonst fehlt auch bei ihm niemals jener tiefere Untergrund. Vielleicht am schärfsten tritt er hervor in den von einer juvenalischen Entrüstung eingegebenen, im Dienste der Sittlichkeit und des Patriotismus die Waffe des unbarmherzigsten Hohns schwingenden „Epigrammen aus Baden-Baden", welche 1867 zuerst erschienen und recht ein Schnitt ins faule Fleisch gewesen sind. Eine bedeutende Rolle spielt der Humor auch in Vischers lyrischen Gedichten, die er unter dem Titel „Lyrische Gänge", an die kritischen Gänge früherer Jahre erinnernd, 1882 herausgegeben hat. Die Sammlung ist aber auch reich an Klängen anderer Art; sie enthält eine Reihe der schönsten Perlen, deren Besitzer sich kecklich in die

vordere Linie unserer modernen Dichter stellen darf. Selten wird man unter der Masse konventioneller Lyriker einen so originalen Poeten finden, der so ganz er selbst ist und sein will, der vom lustigen Schwank bis zur höchsten Begeisterung und bis zu faustischer Versenkung in die unentwirrbaren Welträtsel sich so immer neu, immer offen und mannhaft darstellt.

Noch in seinem Todesjahre 1887 hat Vischer mit seinem Bühnenfestspiel zu Uhlands Säkularfeier in ergreifender Weise die Saiten angeschlagen — wer hätte denken mögen, daß das die Leistung eines Achtzigers gewesen sei?

Am meisten in den Mittelpunkt seiner Natur bringt man, wenn man den im Jahre 1879 zuerst erschienenen Roman: „Auch Einer, eine Reisebekanntschaft“ liest. Nicht unrichtig hat man bei diesem Buch an Jean Paul erinnert, dessen halbvergessenen Namen Vischer in seinen ästhetischen Schriften des öfteren wieder in Erinnerung gerufen hat. Der Humor des Werks ist dem Jean Pauls ebenbürtig; nicht minder die Fülle mannigfaltiger Beziehungen, nicht minder die in scheinbarem Durcheinander und krummen Wegen sich behagende Anlage des Ganzen. Aber man darf wohl ohne Unbilligkeit gegen den älteren Humoristen sagen, daß der geistige Hintergrund des Buches ein bedeutenderer ist als bei Jean Paul. Es ist hier in einem willkürlichen, frei gewählten Rahmen, in einer Form, die frei genug ist, um sich der reichsten Fülle des Inhalts zu bequemen, ein Bild der Kämpfe, der Widersprüche, der mannigfaltig verschiedenen und zersetzten Interessen und Zustände der Gegen-

wart gegeben, wie es kaum ergreifender gegeben werden konnte. Der Held des Romans ist, gleich dem Verfasser desselben, mit einer ihn oft quälenden feinsten Empfindlichkeit für die tausend Unvollkommenheiten des Daseins, für die Nadelstiche der gemeinen Wirklichkeit begabt und oft genug das Opfer dieser Empfindlichkeit. Aber daneben ist er der Mann, sich mit einem mutigen Sprung über diese Elendigkeiten zu erheben, von einer kühnen Phantasie, einer leicht entzündbaren Leidenschaft sich dahin reißen zu lassen und doch, den Polarstern des Sittlichen, das sich, wie er sagt, „von selber versteht", nicht aus dem Auge verlierend, sich zu einer wahrhaft großen Erhabenheit über die Leiden der Welt hinaufzuarbeiten. So wenig es richtig wäre, in dem frei, zum Teil höchst phantastisch erfundenen äußeren Zusammenhang der Geschichte überall persönliche Erlebnisse finden zu wollen, so wenig kann es zweifelhaft sein, daß Vischer die Erzählung benutzt hat, um in sie und in die Figur des Helden die tiefsten Empfindungen seiner eigenen Seele zu gießen. Es ist ein mit poetischer Laune oft kraus geformtes Werk, aber ein Werk, das von der Liebe zu höchster Schönheit und Sittlichkeit durchglüht ist; es ist keine Kaffeetischlektüre, es ergibt sich nur dem ernst nachdenkenden Leser vollkommen — dem aber bereitet es Stunden hohen, geistigen Genusses.

Mit der unverminderten geistigen Rüstigkeit, welche in den Schöpfungen des Greises hervortrat, hielt die körperliche

gleichen Stand. Trotz der Neigung zu Erkältungskrankheiten, welche der Leser des Romans und der Lyrischen Gänge zur Genüge kennt, war Vischers Gesundheit bis zu seiner tödlichen Erkrankung sehr fest. Nur das Auge war in den letzten Jahren erkrankt und drohte immer schwächer zu werden. Aber die andern Organe blieben gesund. Vischer hielt sehr viel auf körperliche Tüchtigkeit und war beflissen, sie sich zu erhalten. Dem flott dahinschreitenden, fast elegant auftretenden Mann hätte man die achtzig Jahre noch bis zuletzt nicht angesehen. Auch bei öffentlichen Veranstaltungen, zumal bei den Huldigungen, welche vaterländischen Größen dargebracht wurden, fehlte er nicht leicht. Wie er in Zürich beim Schillerfest und bei der Totenfeier für Uhland die Festrede gehalten hatte, so sah man ihn am 6. Juni 1875 an Mörikes Grab stehen. Den weihevollen Worten, die er dort sprach, ließ er fünf Jahre später bei der Enthüllung des Stuttgarter Mörike-Denkmals die Rede nachfolgen, welche, ein Muster edelster Beredsamkeit, allen Zuhörern unvergeßlich geblieben ist. Als im Februar 1882 Berthold Auerbach gestorben war, ließ Vischer sich nicht abhalten, der Bestattung auf dem hochgelegenen Kirchhof von Nordstetten bei widrigem Winde beizuwohnen und dem Freunde Worte des Andenkens nachzurufen. Zwei Jahre später wurde die Gedenktafel an Strauß' Geburtshaus in Ludwigsburg enthüllt. Die alten Freunde, die so lange miteinander gegangen waren, waren in Entzweiung geschieden. Als Strauß seinen „Alten und neuen Glauben" veröffentlichte, konnte Vischer das glaubenssichere Bekenntnis des Materialismus

und den haßerfüllten Kampf gegen die liberale Theologie nicht mitmachen, so ferne er auch selbst den theologischen Anschauungen blieb. Es kam kurz vor Strauß' Tode zu einem Bruche; Vischer hat schwer daran getragen und war gerne bereit, als die Familie des alten Freundes ihn 1884 einlud, die Weiherede zu halten. Es war, als ob eine Falte in seinem Dasein geglättet wäre.

Ueberhaupt — es war ein erfreulicher Anblick, wie der Mann des leidenschaftlichen Empfindens, ohne an lebendiger Kraft einzubüßen, in den Greisenjahren sein Wesen zu milder Ruhe und Weisheit ausgeglichen und verklärt zeigte. Die friedliche Stimmung des leidenschaftslosen Alters, die manche seiner spätesten Gedichte zeigen, war auch ihm selbst immer mehr geworden. Verehrt und geliebt, dem Kampf entrückt, hat er seine letzten Lebensjahre zugebracht. Als sein achtzigster Geburtstag heranrückte, war es seinen Freunden ein Bedürfnis, ihn festlich zu begehen, und Vischer entzog sich nicht. Am Abend des 28. Juni 1887 fand sich eine Festversammlung zusammen, für welche der herrliche Konzertsaal der Liederhalle fast zu klein war. Vischer war in der gehobensten Stimmung und ist, wie Sokrates, von seinem Symposion als einer der Letzten heimgegangen. Die Studenten feierten ihn am 30. Juni selbst in dem schönen Garten der Silberburg. Auf die Festtage folgte der Semesterschluß des Polytechnikums. Vischer gedachte in den Ferien Venedig ein letztes Mal zu besuchen. Einige Zeit hielt er sich mit seinem Sohn in Miesbach auf. Von dort ging er, schon krank, nach Gmunden, und ist dort am 14. September sanft

entschlafen. Er wurde am 17. September auf dem protestantischen Friedhof von Gmunden beigesetzt.

Allgemein war die Bestürzung und der Schmerz der Freunde, als die Nachricht von seinem Tode in die Heimat gelangte. Aber auch eine unaussprechlich versöhnliche Empfindung war dabei: er ist dahingegangen schmerzlos, mit festem Gemüte, aus ungebrochener Geisteskraft heraus; nach einem Feste, das ihn die Verehrung und Dankbarkeit einer ungezählten Schar von geistig Verbundenen in vollen Zügen hatte trinken lassen, ist er der Rückkehr in das graue Einerlei des Tages überhoben worden: ein paar frohe Wochen noch im Kreise seiner Familie und dann friedliche Ruhe am Ufer des Traunsees, in den Bergen Oesterreichs, die sein Herz so oft erfreut hatten.

Was hat Vischers Tod uns geraubt? Bewegte er noch neue Gedanken zu schöpferischer That in seinem rastlosen Geiste, dessen letzte Geburt noch aller früheren völlig würdig gewesen ist? Ruhen noch Schätze in seinem Pulte, die wir dereinst zu genießen haben werden? Die Pietät seines Sohnes hat uns seit Vischers Tod mehrere Publikationen gegeben: außer einer vermehrten Auflage der „Lyrischen Gänge" eine neue Folge seiner letzten Sammlung „Altes und Neues", welche willkommene Ergänzungen, aber nur wenig nicht schon von ihm selbst veröffentlichtes geboten hat; ferner die zu ihrem größten und wertvollsten Teil aus Aelterem, meist Humoristischem und Satirischem, bestehende Sammlung „Allotria" (1892); sodann die Vorlesungen über „Das Schöne und die Kunst," 1898 veröffentlicht als erste

Reihe der „Vorträge“. Am meisten Neues werden die Vorlesungen über Goethe, Schiller und Shakespeare enthalten, welche im Druck sind. Für uns, die wir mit ihm persönlich verbunden waren, stehen solche Einzelleistungen, sie mögen noch so bedeutend sein, nicht im Vordergrunde. Uns ist ein Mann genommen, dessen Dasein sozusagen zu unserem geistigen Inventar gehörte. Das machte in erster Linie: Vischer war ein Schwabe vom Wirbel bis zur Zehe, und er war eine der glänzendsten Verkörperungen der Schwabennatur; ja es dürfte schwer halten, jetzt noch einen zu finden, von dem man das mit ebenso vollem Recht sagen könnte. Er hat sein Schwabenvolk gekannt; zu mehreren Malen hat er Schilderungen von demselben gegeben, die fast kanonisch geworden sind und unter denen einem die Wahl weh thut, welcher man den Preis geben solle. Ein Grundzug seines Wesens: energische Empfindung in der Liebe und im Haß und daneben eine aus innerster, tiefstbegründeter Wahrheitsliebe hervorgegangene Neigung, kein Urteil ohne Begründung, in der einseitigen, der Kehrseite aller Dinge nicht achtenden Weise, wie es gemeiniglich geschieht, abzugeben: das ist ein echt schwäbischer Grundzug, und er ist diesem Gesetz seines Wesens unerschütterlich treu geblieben. Das zog an ihm vielleicht in erster Linie an, daß er sich nie mit einem lauen, aber auch nie mit einem apodiktisch-einseitigen Urteil zufrieden gab, weder bei anderen, noch bei sich selbst; es zog an und — stieß vielleicht ab. Nur schwer, oft schwerfällig, durch eine Reihe von Erwägungen, Antinomien, Zweifeln gelangte seine Erörterung zum Ziel,

und das war ein Fehler da, wo für solche Dialektik kein Platz, wo nur eine geradlinig aufs Ziel eilende Darstellung das Richtige war. In rein schriftstellerischer Hinsicht hat er sich damit die Wirkung mancher seiner Werke geschwächt; in anderer Hinsicht ist damit eine hohe Tugend ausgesprochen. Vischer war zu ehrlich, zu gewissenhaft, um die Gegengründe zu verschweigen, auch wenn er am Leser und Hörer kein Unrecht mit ihrer Verschweigung begangen hätte, da er der völligen Widerlegbarkeit derselben versichert war; er schenkte uns kein Glied in der Kette des dialektischen Prozesses. Aber was er als recht erkannt hatte, das mußte er durchführen oder in seinem Teil durchzuführen helfen. Es gab für ihn keine Rücksichten, kein weltkluges Paktieren mit dem Bösen, mit dem Falschen; neben der strengen Gerechtigkeitsliebe stand eine leidenschaftlicher Hingabe und grimmigen Hasses gleich fähige warmblütige Gemütsanlage. Wir liebten beides in ihm, aber wir liebten vor allem die durch und durch mannhafte Ehrlichkeit, mit der er beide Seiten seines reichen Wesens zu erkennen gab. Darin lag auch der erzieherische Wert seiner Persönlichkeit und seiner Schriftstellerei.

Es giebt Schriftsteller, die mit einem bedeutenden Wissen und bedeutender Fähigkeit der Auffassung und Unterscheidung zugleich die Gabe einer glatten, fließenden und doch kräftigen Darstellung verbinden, welche wie spielend über die Dinge hinweggleitet und doch stets das Richtige treffend sagt. Kaum ist im neunzehnten Jahrhundert ein bedeutenderes Muster solchen schriftstellerischen Talents auf deutschem Boden

zu nennen als Strauß, an den man immer wieder gemahnt wird, wenn man von seinem Freunde redet. Anders Vischer. Die Vorzüge seiner Art zu reden sind ganz andere. Er ringt mit dem Gedanken, preßt ihn herüber und hinüber, bis er in die taugliche Form gebracht ist; er scheut vor neuen Wortbildungen, vor Provinzialismen, vor Häufungen nicht zurück, er will seine Sache recht und ganz sagen. Darum lesen sich seine Schriften nicht leicht; er zwingt den Leser zu strengem Aufmerken, zu Umwegen und atemraubenden Kletterpartien. Aber er hat eine ungeheure Gewalt, einen sich nachzuzwingen; man sieht allezeit, wie der ganze Mann — und was für ein Mann! — mit Leib und Seele auf dem Platze ist. Kein Umgehen einer Schwierigkeit kein glänzender Firniß über hohlen Stellen, keine Schönheit auf Kosten der Wahrheit. Gewiß, ein solcher Mann und Schriftsteller muß eine pädagogische Wirkung ausüben. Er wird nie eine Schule im üblichen Sinn des Wortes machen; er giebt seinen Schülern — und deren sind unendlich viel mehr, als gerade körperlich zu seinen Füßen gesessen sind — kein fertiges Handwerkszeug in die Hand, das ihnen das Selbstdenken erspart; aber er thut mehr an ihnen: er lehrt sie den Dingen energisch und doch mit selbstloser Liebe nur zur Wahrheit auf den Leib rücken und nicht ruhen, bis die Dinge von Grund aus erkannt sind und ein richtiger Ausdruck für ihre Erkenntnis gefunden ist.

Diese Eigenschaften nach ihren Licht- und Schattenseiten haben bei Vischer ihre tiefere Begründung in seiner gesamten geistigen Eigentümlichkeit. Vischer gehört nicht zu den ein-

fachen Naturen, er weist nach mehr als einer Seite eine Zusammensetzung aus verschiedenen, nicht immer nah verwandten, sondern oft im Kampf liegenden Elementen auf. Der Stoff, aus dem er gemacht ist, ist korinthisches Erz, aber es ist kein unlauteres Metall darunter; zähflüssige Glockenspeise, die aber zuletzt in um so edlerem, vollerem Ton erklingt. Wie in seinem menschlichen, so ist auch in seinem wissenschaftlichen und künstlerischen Charakter ein Gegensatz, aus dessen Einheit die eigentümliche Bedeutung des Mannes hervorspringt: eine ungemeine Schärfe des Denkens, die überall den tieferen Sinn, aber auch stets die Antinomien und Widersprüche der Dinge herausfindet, und zu gleicher Zeit eine mächtige Intuitionskraft, die mit der Sicherheit eines Instinktes die Einheit und Wahrheit der Dinge erfaßt. Ein Denker und ein Künstler sind in ihm vereinigt, wie nicht leicht in einem andern. Zum bildenden Künstler freilich fehlte die technische Ausbildung, zum Musiker die Begabung überhaupt — denn diese eine Kunst hat sich dem Reichbegabten nie erschlossen. Man kann sagen, das war ein Glück, und er selbst hat das Richtige getroffen, wenn er von der in der Jugend gepflegten Absicht, ein Künstler zu werden, wieder abgelassen hat. Denn die Lust am Denken, am Grübeln, die dialektische Unruhe war zu groß in ihm, als daß er so leicht jene Beschränkung gefunden haben würde, durch welche allein ein wahrhaft großes Werk der bildenden Kunst entsteht. Für die Ausübung blieb seinem stets lebendigen Schaffensdrang nur diejenige Kunst übrig, in welcher der Gedanke am meisten sein Recht und sein Herrschaftsge-

biet hat, die Poesie. Und diese hat er durch eigentümliche und tiefe Schöpfungen bereichert.

Allein die Lust des Schaffens konnte sich ja an den geliebten Gegenständen und Problemen der Kunst und des Schönen auch noch in anderer Weise bethätigen, und es ist kein Zufall, wenn dieser Denker eben die Wissenschaft des Schönen sich frühzeitig zum eigentlichen Gebiete seiner Thätigkeit gewählt hat. Es war mehr als bloß die von dem feurig begeisterten Hegelianer bald gemachte Bemerkung, daß Hegel für die Aesthetik noch Raum zu voller Ausbildung gelassen hatte, was Vischer zum Studium der Aesthetik getrieben hat; es war innerer Beruf, Bethätigung und Bewährung seiner tiefsten Begabung. Die Aesthetik ist ja in der That seine rechte Berufswissenschaft von seinen ersten schriftstellerischen Leistungen an gewesen und er hat sie bis zu seinem Ende gelehrt und praktisch angewendet. Wie viel er für diese Wissenschaft geleistet hat, wer weiß es nicht? Mannigfaltig sind die Gegenstände seiner ästhetischen Forschung; und das große Lehrgebäude wie die kaum minder wertvollen kleineren Schriften lassen nicht zum mindesten die Fähigkeit des Kritikers bewundern, sich in die verschiedenen Auffassungsweisen der Künstler und Dichter einzuleben. Kein Zweifel aber ist, daß seine Forschung, analog seiner eigenen Natur, sich mit Vorliebe denjenigen Kunsterscheinungen zuwendet, welche die Dialektik eines inneren Gegensatzes an sich tragen. Jene künstlerische Einheit, die nur aus der engen Beschränkung des Talents und Programms hervorgeht, ist ihm allzuleicht erkauft, größer scheint ihm jene

Harmonie, welche aus dem Kampfe hervorgeht. Wie Hume einmal mutmaßt, die erhabene Ordnung der Himmelskörper, die Harmonie der Sphären, wie ein poetisch philosophierendes Zeitalter sie genannt hat, möchte nur das Ergebnis langer furchtbarer Kämpfe sein; wie die mythologischen Vorstellungen der Völker den Kosmos der Welt aus dem Chaos hervorgehen lassen: so liebt es auch Vischer besonders, das Wirken der Gegensätze in der Kunst und ihre Auflösung in eine höhere Einheit zu betrachten. Nicht umsonst ist das Werk, mit dem er seinen Ruf als Aesthetiker begründet hat, das über das Erhabene und Komische. Aus dem Ringen der Gegensätze geht entweder tragische Erhabenheit oder befreiender Humor hervor, oder beides ineinander. Beidem, zumal dem Humor, ist Vischers Neigung entschieden zugewandt. Er weiß die Naturen zu lieben und das Große in ihnen zu finden, welche durchaus im Elemente reiner, ungetrübter Harmonie leben; sein Aufsatz über Uhland gehört zu dem Allervorzüglichsten, was er geschrieben hat. Aber am liebsten macht er sich doch mit den kämpfenden Geistern zu thun, welche Rätsel aufgeben, Weltprobleme in den Falten ihres Gewandes tragen. Oft genug hat er auf Jean Paul, den zu wenig gekannten, hingedeutet; Satire und Humor in der bildenden Kunst entlockt ihm einen wertvollen Aufsatz, und in Alfred Rethel, dem Schöpfer der großen historischen Gemälde wie des von dämonischem Humor schwangeren Totentanzes, hat er den größten Historienmaler des Jahrhunderts mit sicherem Blick herausgefunden. Am meisten zieht ihn jedoch der Dichter an, dessen Poesie ein wahrer

Mikrokosmus von tiefster Tragik und freiestem Humor ist: Shakespeare stellt er noch über Goethe, „er wurde und blieb mein Liebling" sagt er selbst.

Es ist nicht anders mit Vischers eigener Poesie. Welcher Dichter zwar hätte nicht auch ganz einfache, aus einem beschränkten Gedanken und Gefühl geflossene Gedichte? und wie könnte es sein, daß solche in Vischers Poesie fehlten? Aber charakteristisch sind sie nicht für ihn. Der Gedanke, der Wille, die Leidenschaft sind viel zu mächtig in ihm, als daß sie nicht auch seinen lyrischen Gedichten ihren Stempel aufdrücken müßten. Ein gewaltiges Kämpfen, ein männlicher Zorn oder ein bald derb dreinschlagender, bald freundlich milder Humor kennzeichnen seine Poesie; und wenn das eine und das andere dieser Elemente oft für sich allein auftritt, so wirken sie doch am bedeutendsten in ihrer Vereinigung, wie in den humoristischen und satirischen Werken vom dritten Teil des Faust bis zu „Auch Einer". Hätte aber Jemand zweifeln wollen, ob dieser Dichter auch ein Kunstwerk des höchsten, reinsten Stils, ein Gedicht von klassischer Formgebung und harmonischer Rundung zu schaffen im stande sei: man hätte ihn schon früher auf manche Perle unter den lyrischen Gedichten, nicht zum mindesten unter den in dem Roman verstreuten, hinweisen können, und man konnte ihm zuletzt noch das Uhlandfestspiel zeigen, mit dem Vischer auf die herrlichste Weise von der poetischen Thätigkeit Abschied genommen hat.

Die Leser des „Auch Einer" kennen die dort mit Vorliebe gepflegte mythologische Vorstellung von den zwei Stock-

werken des menschlichen Daseins, von denen das untere alle die Plagen und Nadelstiche des gemeinen Lebens enthält, der Schauplatz für die „Tücke des Objekts“, welche durch Vischer zum geflügelten Wort geworden ist, während im obern die reinen Ideen des Schönen und Guten ihren Sitz haben. Dieses Bild ist sehr charakteristisch für seinen Urheber. Niemand war reizbarer gegen Kleinigkeiten als Vischer. Seine zarte, weiße Haut, die den leichtesten Zug empfand, war nicht empfindlicher als sein Gefühl für die geistige und gesellige Atmosphäre der Umgebung. Wer, der ihn gekannt hat, hat ihn nicht allabendlich aufgebracht gesehen über impertinent lautes Reden oder gar Kartenspielen am Nebentisch, über Störungen im Gespräch, auch wenn sie in harmloser Weise begangen wurden? Und als er die Unsitte des „Podoböotismus“ eines eigenen polemischen Artikels würdigte, da ist wohl manchen das Wort vom Kanonenschießen nach den Spatzen in den Mund gekommen. Es ist kein Zweifel, da war eine natürliche und durch Gewöhnung gesteigerte Reizbarkeit vorhanden; es ist bezeichnend, wenn Vischer sich ganz besonders an der Stelle in seinem Jean Paul erbaut hat, wo Siebenkäs nicht nur durch das Abwischen seiner Lenette, sondern auch durch die bloße Vorstellung dieses Abwischens gestört wird. Aber solche Empfindlichkeit hat doch auch einen höheren Ursprung; sie ist, wie Vischer von seinem A. E. sagt, der Ausfluß einer hochbegeisterten Empfindung für das Harmonische; wie der Musiker noch die feinsten Schwingungen wahrzunehmen und zu unterscheiden vermag und daher auch von den leisesten Abweich-

ungen vom Richtigen gequält wird, so hatte Vischer ein solches Vermögen der Empfindung nach den verschiedensten Seiten hin, und seiner Natur widersprach es, eine Empfindung unausgesprochen zu lassen. Aber noch mehr: es kommt auch ein sittliches Moment herein. Es giebt für Vischer im Sittlichen keine Kleinigkeiten und keine sittlich gleichgiltigen Dinge. Es ist für ihn nicht bloß unschön, die Füße auf die Bank zu legen oder die Unterhaltung anderer durch Lärm zu stören: es ist unsittlich, denn es beweist einen Mangel an Achtung vor dem Rechte anderer, vor den Schranken, die gerade in unserer demokratischen, individualistischen Zeit sich Jeder selbst ziehen muß. Er hätte sich freilich in so nebensächlichen Dingen mit Goethe sagen können: thöricht auf Beßrung der Thoren zu harren; aber das ließ sein leidenschaftlicher Wahrheitsdrang nicht zu. Und ist es nicht dem Aesthetikprofessor europäischen Rufes zum hohen Ruhm anzurechnen, daß er sich nicht zu gut dünkte, gegen die Mißhandlung des Tieres immer und immer wieder seine Stimme zu erheben?

Das Ganze ist bei Vischer immer groß, bedeutend, edel. Das Moralische versteht sich von selbst, wie sein A. E. sagt. Er ist stets bereit, über die Lumpereien des Tages sich in das Reich der reinen Schönheit und Wahrheit emporzuheben. Er ist bei aller Wehrlosigkeit gegen die Unbilden der empirischen Welt ein durch und durch freier Mensch. Frei von Furcht und ohne einen Laut der Klage ist er, wie Albert Einhart, dem Tode entgegen gegangen, er, der nicht minder als sein Held das kleinste Unwohlsein als uner-

träglich empfunden hatte. Frei und keiner Autorität verpflichtet ist er in seinem Denken gewesen; frei von kirchlichem Autoritätsglauben, dessen Küstern er die grimmigsten Hiebe versetzt hat, aber ebenso frei von Intoleranz gegen die gutmütigen Bekenner der Religion, deren Fanatiker ihm das Wort von dem akademischen Lehrstuhle verkümmert und ihn mit niederträchtiger Schmähung beehrt hatten; frei von politischem Dogmatismus, sowohl dem demokratischen als dem monarchischen. Frei war auch seine Rede, mit dem des Freien würdigen Maß in den selbstgezogenen Schranken edler Ausdrucksweise sich haltend, aber ohne feige Rücksicht das gerade, derbe Wort aussprechend, wo Schweigen soviel als Gutheißen des Schlechten geschienen hätte. Denn die männliche Entschiedenheit hat ihm nie gefehlt. Es gibt Dinge, wo es für keinen Edlen mehr eine Wahl gibt. Der grübelnde Philosoph, der so gern das Für und Wider prüfend hin und her warf, oft lang und schmerzlich kämpfen mußte, bis er sich entschied, er war in großen Dingen fest entschlossen und rücksichtslos wahr. Er hat durch ein Wort, aus freiem Wahrheitssinn geredet, sich den Haß der Orthodoxen verdient und keinen Schritt gethan, um sich ihnen in angenehmerem Lichte zu zeigen; er hat sowohl den Erbkaiserlichen in der Paulskirche als den Revolutionären im Stuttgarter Reithaus derb die Meinung gesagt; er hat die freiwillige Verbannung aus der Heimat auf sich genommen, mit der keiner inniger verwachsen war als er; er hat unter schweren Kämpfen, aber mit nicht wankender Sicherheit der Empfindung, daß das Vaterland das Höchste sei, in den

politischen Wirren der sechziger Jahre seinen Weg gefunden, um die scheelen Blicke von rechts und links unbekümmert. In dieser Gestalt, als ein ganzer Mann, frei, wahrhaft und im Glühen für das Gute nie ermüdend, mild geworden durch das Alter, aber nicht mürbe geworden, sondern noch immer jugendlichster Empfindung fähig: so steht er unauslöschlich in der Erinnerung der Seinigen. Wir werden ihn nie vergessen.

Rudolf Kausler.

In den Jahren 1837 und 1838 erschien in Stuttgart eine „Zeitschrift für litterarische Unterhaltung und Kritik“ mit dem Titel „Der Spiegel“. Sie enthielt in ihrer zwölften Nummer einen kleinen Artikel über Schwäbische Dichterkreise. Der Verfasser war der nemliche, dem die folgenden Seiten gewidmet sein sollen. Er wies darauf hin, wie häufig gerade in Schwaben während der folgenreichen Jahre des Universitätsstudiums sich Kreise von jungen Männern gebildet haben, die durch die Pflege der Poesie einen mehr oder weniger Zusammenschluß erhielten: um Schiller, um Conz, um Hölderlin gruppierten sich befreundete junge Dichter, und den berühmtesten dieser Kreise, den um Uhland gescharten, pflegt man gar als schwäbische Dichterschule zu bezeichnen, so sehr auch Kerner dagegen protestiert hat. „Die letzte Verbindung, von der schon öffentlich die Rede sein kann, bildeten in den zwanziger Jahren der in Rom verstorbene Dichter Wilhelm Waiblinger, der geniale Eduard Mörike, Ludwig Bauer und andere“. Es hätten auch noch die etwas jüngeren Gustav Pfizer, Friedrich Vischer, Friedrich Strauß genannt werden können, welche mit Wilhelm Zimmermann

und Julius Krais derselben Tübinger Promotion von 1825 bis 1830 angehörten; in dem „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“, das es leider nur auf den einen Jahrgang 1836 gebracht hat, hatten Mörike und Zimmermann ein Organ schwäbischer Poesie schaffen wollen und neben ihren Zeitgenossen auch schon ein paar jüngere, der Universität kaum entwachsene Talente um sich gesammelt. Im stillen aber hat der Verfasser jenes Artikels auch noch an einen ganz neuen schwäbischen Poetenkreis gedacht, zu dem er selber gehörte, einen Kreis, von dem freilich kaum je „öffentlich die Rede gewesen ist“, der es aber sehr wohl verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Es kamen im Anfang der dreißiger Jahre verschiedene Umstände zusammen, um ein sehr lebhaftes geistiges Leben an der Universität Tübingen zu erzeugen. Sie hatte sich eben von den Uebeln erholt, welche durch die strengen Maßregeln des außerordentlichen Regierungskommissärs über sie gekommen waren, und durch die Verordnung vom Jahre 1830 ihre akademische Verfassung in neuer Form wieder erhalten. Die Studentenschaft war durch die burschenschaftliche Bewegung in lebhafte Gährung gekommen; bedeutende Ideen, hohe Ziele waren ihr vor Augen getreten. Seit 1826 waren Baur und Kern Professoren der Theologie geworden und ein neues Leben in das Studium dieser Wissenschaft gekommen, welche in Tübingen, wo das Stift jährlich eine Anzahl der besten Köpfe aufnimmt und anderen Berufen entzieht, immer eine besondere Rolle gespielt hat. Hegels Philosophie bewegte, wie überall, so namentlich auf

dem der Spekulation günstigen Boden seiner alten Heimat, alle Geister. Strauß und Vischer wurden, jener 1832, dieser ein Jahr später, Repetenten am Stift und bewegten den großen und kurzlebigen Gedanken, auf der Grundlage der Hegelischen Philosophie einen glänzenden Neubau der theologischen Spekulation aufzuführen. Wie aber um das Jahr 1790 die Ideen der französischen Revolution und die Kantische Philosophie mit dem Einflusse von Schillers und Goethes Poesie zusammen wirkten, um die Geister Hölderlins, Hegels und ihrer Genossen zu erwecken, so trafen jetzt in Tübingen mit den wissenschaftlichen Bewegungen die politischen und die litterarischen zusammen. Noch ehe die Existenz eines „jungen Deutschlands“ dem Bunde denunziert war, giengen im Norden des Vaterlandes die Wogen hoch. Aus der anfänglichen Opposition gegen Goethe, in der durch einen Witz des Schicksals die Todfeinde Börne und Menzel zusammentrafen, rangen sich die jungen Dichter und Denker zu einer Synthese des Schönheitskults und des Freiheitsstrebens empor, deren Erzeugnisse denn auch bald die politische und die sittenpolizeiliche Weisheit der Eschenheimer Gasse zugleich in Aufruhr brachten. Man stand im Süden diesen Dingen ferner; die ganze jungdeutsche Bewegung ist immer ein Kind des Nordens geblieben. Aber über die Kaffeekranz- und Liederkranz-Lyrik, in welche man in Stuttgart so gerne die Poesie festgebannt hätte, strebten doch auch bei uns junge, frische Geister hinaus und etwas Größerem zu. Das Sätzchen, das den oben angeführten Worten über Waiblinger, Mörike und Bauer folgt: „Opposition gegen

die deutschtümliche Tendenz, Verehrung Goethe's und der antiken Poesie charakterisieren diesen Kreis", gilt eigentlich stillschweigend für die Nachfolger und jüngeren Freunde jener mit — man müßte nur noch etwa die Verehrung Mörikes hinzufügen.

Hermann Kurz hat in der Skizze „Das Wirtshaus gegenüber", welche 1837 in seinen „Genzianen" erschien, eine glänzende Schilderung einer übermütigen studentischen Tafelrunde gegeben. Er hat hier mit der vollen Freiheit des Dichters geschaltet; aber nicht nur die Art des Verkehrs unter den Stiftlern mit ihrer Neigung zur Dialektik, zum Parodieren, zum Geistreichthun ist mit treuestem Pinsel gemalt, auch einzelne Persönlichkeiten sind deutlich zu erkennen. Aber zur Verherrlichung der dionysischen Trunkenheit weiß Kurz kein besseres Lied anzuführen, als Mörike's „Herbstfeier", welche unter dem Titel „Das Bacchusfest" in dem Jahrbuch auf 1836 erschienen war. Einer der Freunde bringt das Gedicht in das Symposion mit und liest es vor: „Das ist nun einmal wieder die reine Poesie, die gar keine andere Absicht hat, als eben Poesie zu sein; ich empfinde es als ein wahres Glück, dieses köstliche Gedicht kennen gelernt zu haben, und werde in Zukunft nach allem greifen, was mir dieser Dichter bietet, er kann gar nichts schreiben was nicht vortrefflich ist, alles verwandelt sich unter seiner Hand in Gold". Derjenige, dem Kurz diese Worte in den Mund legt, ist kein anderer, als der, von dem das Folgende handeln soll; und wenn Kurz, der die Begeisterung für Mörike nicht müde geworden ist an den Tag zu legen,

wesentlich seine eigenen Gedanken ausspricht, so ist kein Zweifel, daß er zugleich die Grundstimmung seiner Tübinger Freunde widergibt. So auch in den nachfolgenden Sätzen: „Als Alexander gestorben war, rauften sich seine hinterlassenen Feldmarschälle, und wenn er alt geworden wäre, so hätten sie es ohne Zweifel schon zu seinen Lebzeiten gethan. Wer an diesen Balgereien keinen Anteil nahm, konnte nicht aufkommen". Da balgen sie sich um die Fetzen aus Goethes Erbschaft, soweit sie ihm nicht den Rücken kehren, wie der Fuchs, der die Trauben sauer fand; der Einzige, der in engeren Grenzen, in diesen aber vollkommen würdig wäre, des Meisters Nachfolger zu heißen, der Dichter der süßesten Lieder und des schicksalschweren Nolten, verbirgt sich in dem Winkel eines weltfremden Dorfes; „es werden außer uns nicht viele sein, die den reichen Lorbeer auf dem Haupte dieses Dichters schauen" — aber die jungen Tübinger Freunde gehören zu diesen wenigen, sie dürfen sich selbst als Auserwählte vorkommen.

Zu der Erweckung eines poetischen Eifers unter den Tübinger Studenten trugen damals noch weitere Umstände bei. Einmal waren mimische Darstellungen schon in etwas früherer Zeit unter den Studenten gepflegt worden und wurden auch damals kultiviert. Moriz Rapp, der seit 1832 Privatdozent in Tübingen war, ließ seine eigenen und fremde Dramen durch Studenten aufführen. Noch tiefer wirkte Uhlands Anregung. Er war eben damals, von 1830 bis 1833, Professor und hat nicht nur durch seine wissenschaftlichen Vorlesungen ein in Tübingen ungewöhnliches Aufsehen

erregt, sondern noch mehr durch das „Stilisticum", das er zwischen Frühjahr 1830 und Herbst 1832 in vier Semestern gehalten hat. Hier sind namentlich poetische Versuche der Studenten vorgetragen und beurteilt worden, und es sind mehrere der gleich zu nennenden Namen unter den Teilnehmern an diesen Uebungen aufgeführt.

Es scheint keine eigentliche Verbindung zu poetischen Zwecken vorhanden gewesen zu sein, wie der Göttinger Hainbund eine solche gewesen war. Nicht nur damals, sondern noch weit später waren auch die fest konstituierten, farbentragenden Verbindungen in Tübingen nicht so streng gegen einander abgeschlossen wie heutzutage. So ist Berthold Auerbach, der von 1832 auf 1833 zuerst Rechtswissenschaft, dann jüdische Theologie in Tübingen studierte, ein Mitglied des weiteren Verbandes der Burschenschaft gewesen, aber mit den andern, namentlich mit Kausler, in dauernder Freundschaft gestanden. Ob die Juristen Reinhold Köstlin, Johann Fallati und Eduard von Seckendorff Beziehungen zu den andern gehabt haben, ist mir nicht bekannt; in Uhlands Stilisticum sind sie thätige Mitglieder gewesen. Unter den Stiftlern, die schon räumlich und durch das gleiche Studium enger auf einander angewiesen waren, war der älteste Ludwig Seeger, der schon 1828 die Hochschule bezogen hatte; gleich alt war Karl Klüpfel, der spätere Historiker. Ein Jahr jünger war Friedrich Richter, der mit Seeger besonders nahe befreundet war und auf dessen poetisches Talent große Hoffnungen gesetzt wurden; er verfaßte als Student eine Tragödie „Nero", die ihn mit der Disziplin des Stifts

in Konflikt und zum Austritt aus demselben brachte; später hat er nur noch die idyllisch-gemütliche Seite der Poesie gepflegt, namentlich ist er der Verfasser mehrerer durch Silchers Kompositionen in aller Mund gekommenen Lieder in schwäbischer Mundart und hat solcher anspruchslos humoristischen Dialektgedichte noch 1862 eine kleine Sammlung veranstaltet; er ist als Stadtpfarrer in Bopfingen 1865 gestorben. Demselben Jahrgang wie Richter gehörte neben Kausler auch noch Hermann Mögling an, ein Mensch vom feinsten Gefüge des Geistes — Kurz schrieb über ihn: „man kann mit all den weisen und begriffsproduktiven Leuten nicht so sprechen wie mit ihm und kriegt nichts so zurück" —; den Freunden ist er schon 1835 äußerlich und innerlich ferner gerückt worden, indem er Missionar wurde, erst in späteren Jahren ist er in die Heimat zurückgekehrt und 1881 als Pfarrer in Gruppenbach gestorben. Ein weiterer Theologe, Loose mit Namen, erscheint in Uhlands Stilisticum und in den Jugendbriefen der Freunde gelegentlich; er ist in Amerika verschollen. Ein Jahr jünger war Adelbert Keller, der, ehe er sich der strengeren Wissenschaft in die Arme warf, als Uebersetzer fremder Poesien vielfach thätig gewesen ist. Im Jahr 1813 geboren waren Hermann Kurz und der schon 1833 aus dem Stift ausgetretene Friedrich Gottlob Fink, der längere Zeit eine fruchtbare Uebersetzerthätigkeit ausübte; im „Wirtshaus gegenüber" tritt er unter seinem Cerevisnamen „Ostjäck" auf. In weniger engen Beziehungen stand zu dem poetischen Treiben der andern Eduard Zeller, der bald

seine Richtung auf philosophische und theologische Forschung genommen hat. Derjenige, der am längsten in Tübingen die Gemeinschaft mit den andern pflegen konnte, war Kausler, da er kurz nach seiner Studienzeit wieder dorthin versetzt wurde. Er, bei Kurz „Ruwald“ genannt, war unter allen vielleicht die tiefst und feinst angelegte Natur; und während die andern, soweit sie sich einen Namen in der Litteratur gemacht haben, Seeger, Auerbach, Kurz, in ihren poetischen Produktionen sich charakteristisch von ihrem Ausgangspunkt und von einander entfernten, ist Kausler stets in dem festesten geistigen Zusammenhang mit der Litteraturperiode geblieben, in der die Wurzeln seiner Jugendbildung gelegen waren.

Rudolf Kausler ist am 26. August 1811 in Göppingen geboren worden. Er stammte aus einer Familie, die dem Lande Württemberg schon mehr als einen tüchtigen Mann des öffentlichen Lebens gestellt hatte. Sein Vater Christian Kausler war Oberamtmann in Göppingen, kam 1819 als Regierungsrat nach Stuttgart, starb aber schon 1822. Ein Bruder und drei Schwestern waren schon vor Rudolf geboren. Der Bruder Eduard, zehn Jahre älter als er, hat sich in der gelehrten Welt einen Ehrennamen erworben. Er wurde Jurist, kam aber schon in frühen Jahren an das Stuttgarter Archiv und ist lange Jahre dessen Vorstand gewesen. Er gehörte mit dem etwas jüngeren Stälin zu-

sammen zu den würdigsten Vertretern der württembergischen Geschichtsforschung. Für die mittelalterliche Geschichte des Landes hat er den soliden Grund gelegt durch die Herausgabe der drei ersten Bände des Württembergischen Urkundenbuchs und auch zur späteren Geschichte Treffliches gegeben. Er gehörte aber zu den damals häufigen Gelehrten, die sich nicht engherzig in die Pfähle ihres Berufsstudiums einschlossen. Er war schon ein halber Jüngling, als die Befreiungskriege losbrachen; er war von dem Feuer der litterarischen Begeisterung jener Zeit der späteren Romantiker angeweht, denen Vaterland, Volkspoesie und Erforschung der heimischen Vorzeit alles waren. Als 1839 der Litterarische Verein in Stuttgart gegründet wurde, war er unter den Gründern und ist zeitlebens im Ausschuß des Vereins gewesen. Im nemlichen Jahre gab er den ersten Band der Assisen des Königreichs Jerusalem heraus, eine französische Publikation desselben Rechtsbuchs verhinderte den Fortgang seiner Ausgabe. Gleich darauf hat er die mittelniederländischen Gedichte der großen Comburger Handschrift herausgegeben und etwas später den Cancioneiro geral, die altportugiesische Liedersammlung des Garcia de Resende. Sein letztes Werk, mit dem er zur württembergischen Geschichte zurückkehrte, war die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen dem Herzog Christoph und Petrus Paulus Vergerius, welche erst nach seinem Tode durch Theodor Schott vollendet worden ist. Eduard Kausler erinnert durch diese Verbindung von juristisch-historischer Bildung mit ausgedehntem Studium des deutschen und romanischen Mittelalters

gar sehr an seine großen Vorgänger, die Brüder Grimm und Uhland; er war, wie mit den andern Germanisten seiner Zeit, so besonders mit ihnen nahe befreundet, ebenso still anspruchslos nach außen, wie innerlich reich an fruchtbarer geistiger Arbeit. Eduard hat im Leben seines Bruders eine große, ja die wichtigste Stelle eingenommen. Wenn sie in ihrer Jugend zumeist auf brieflichen Austausch angewiesen waren, so haben sie später einige Zeit in Stuttgart neben einander gelebt und namentlich in ihren letzten Jahren sich so oft als nur möglich gesehen. Es war zwischen ihnen die zärtlichste Liebe bei einer vielfachen Verschiedenheit der Naturen. Beide waren ernste, tiefgründige Menschen, keine saftigen Kraftnaturen; aber der kräftigere war Eduard, der weichere und auch wohl feinere Rudolf; jener mit nachhaltiger Energie der Arbeit begabt, mit einem echten Gelehrteneifer der Forschung, dieser nur dem Höchsten und Tiefsten in den Dingen zugewandt, eine reine Poetennatur. Sie konnten in ihrer Verschiedenheit und in ihrer engen Zusammengehörigkeit wohl an Jakob und Wilhelm Grimm erinnern, und ich entsinne mich, daß ich, als ich kurz nach einem Zusammentreffen mit den beiden das schöne Bild der Brüder Grimm im Deutschen Wörterbuch zum ersten Male zu sehen bekam, sofort diesen Vergleich gefunden habe und namentlich von der Aehnlichkeit Rudolfs mit Wilhelm Grimm frappiert war, lang ehe ich wußte, wie weit beider geistige Verwandtschaft gieng.

Beim Tode des Vaters war Rudolf erst elf Jahre alt. Die Mutter zog mit den zwei älteren Töchtern nach

Winnenden; von 1834 an teilte auch die dritte Tochter, die an den Heilbronner Professor Caspart verheiratet gewesen war, nach dem Tode ihres Mannes die Wohnung. So ist der werdende Jüngling die meiste Zeit unter vorzugsweise weiblichem Einfluß aufgewachsen; denn Eduard weilte in jenen Jahren meist in der Ferne. Rudolfs gemütliche Weichheit, seine Scheu vor energischem Auftreten in der Oeffentlichkeit mögen dadurch verstärkt worden sein, ähnlich wie bei Hölderlin, mit dem er die zarte geistige Organisation und den unwiderstehlichen Trieb nach innerer Freiheit und Reinheit teilt, während ihm selbst dazu noch die jenem versagte Gabe des Humors verliehen war.

Im Herbst 1825 bezog Kausler, für das theologische Studium bestimmt und gewiß auch geschaffen, das Seminar Blaubeuren; dort hat er, wie er selber und mit mehr Grund als viele andere sagte, die glücklichsten Jahre seines Lebens zugebracht. Seine Promotion war die nächste nach der durch Strauß' Darstellung berühmt gewordenen; die gefeierten Lehrer Baur und Kern hat sie leider nur noch ein Jahr zu genießen gehabt, Kausler hat sich in Briefen an seinen Bruder sehr schmerzlich darüber geäußert. Diese Briefe geben überhaupt ein so schönes und vollständiges Bild eines aufblühenden reichen Jünglingsgemütes, daß man sie in ihrer reizenden Mischung von knabenhafter Unschuld und früher Geistesreife nur gleich ganz hersetzen möchte. Seine Gesundheit war zart und ist es geblieben, er hatte Neigung zu Schwindel, zu Husten und Brustschmerzen. So ist es kein Wunder, wenn er den derberen Kraft-

äußerungen der Kameraden keinen Gefallen abgewinnen konnte; ein Kopfhänger war er nicht und er trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er einmal von einer der in den niederen Seminarien üblichen Exkursionen schreibt: „es war aber nicht sonderlich lustig, weil die meisten bei solchen Veranlassungen besoffen sind und in ihrer Fadheit nie recht toll und lustig werden“. Ebenso eifert er gegen das langweilige Gelehrtthun anderer Mitschüler, die sich nicht „in dem Frühlingsleben der Kunst freuen“ können. Ueber seine offizielle und private Lektüre hat er getreulich an den Bruder berichtet und man muß staunen, nicht nur wie vielseitig und zugleich gewählt sie gewesen ist, sondern auch, wie früh der Halbknabe seinen festen Standort gefunden hat, nicht in einer verknöcherten, schablonenhaften Schulmeinung, aber in einem unverrückbaren Grundzug seiner Natur. Griechen und Römer hat er auch außerhalb der Schule gelesen; aber weder vollendete Form noch politische Bedeutsamkeit konnten es ihm anthun; nur die philosophische Tiefe und der Zauber der Volkssage wirkten nachhaltig auf ihn ein. Er liest Livius, Sallust, Tacitus, Plutarch, Demosthenes, aber neben Thucydides ist ihm „fast alles dummes Zeug“; beim Sophokles ist ihm, als ob ein Vorhang davor hinge; an Platons Phädon findet er etwas, woran er sich halten kann; am liebsten aber ist ihm Homer und zwar die Odyssee. Wenn er Herodot liebt, so ist ihm der nicht der Schilderer des griechischen Freiheitskampfes, sondern der Erzähler wunderbarer Dinge aus fernen Zeiten und Völkern: „Die Sitten und Gebräuche eines Volkes zu hören ist gewiß noch

angenehmer als seine Geschichte"; als Baur fortkam, bedauerte er vor allem die historische Unterweisung in dessen Herodotstunden zu verlieren, die dem Schüler, vielleicht allzufrühe, Perspektiven in uralte Vorzeit und mythische Zusammenhänge eröffnet hatten. Schon mit fünfzehn Jahren äußert er bei der Lektüre von Xenophons Symposion (wie viele Sekundaner wohl heutzutage dieses Buch lesen mögen?), das attische Wesen mit seiner Feinheit sei ihm recht beliebt geworden, „aber immer behauptet das Gefallen an schönen und alten Sagen und Liedern den Vorrang"; und wie er bald darauf sich auch mit den Psalmen und zugleich mit den Nibelungen zu thun machte, da schrieb er ganz nach Herder: „Es gefiel mir, die Stimmen, Freuden und Leiden der Hellenen, Italiker und Morgenländer in ihren schönsten Liedern zu haben." Bald gewinnen die Poesien der modernen Völker den Vorzug. Er liest Goethe und begehrt immer mehr von ihm zu bekommen. Er lernt Englisch bei einem Repetenten und treibt es weiter zusammen mit Mögling, der ihm in der ganzen Promotion am nächsten steht. Er liest Shakespeare und äußert, er möchte nichts anderes als ihn lesen; aber es ist schwerlich die Tragik und Psychologie des Welt- und Menschenkenners, was ihn an ihn fesselt, sondern das Spezifisch-Poetische, Lyrisch-Romantische. Von einzelnen Stücken erwähnt er Romeo und Julie und den Sommernachtstraum; und wenn er schon in früherer Zeit die Frage ängstlich aufgeworfen hat, ob denn eigentlich die Schilderung der gemeinen Natur gestattet sei, wie sie bei Shakespeare und bei Tieck vorkomme, so hat er dazu

im Herzen zeitlebens Nein gesagt. Sagen und Märchen ziehen ihn unwiderstehlich an. Er schwärmt für Ossian, er erzählt im Bette seinen Kameraden Märchen und meint einmal, er wäre im Stande, „Legionen von Märchen auszusenden“; er bittet seinen Bruder, der eine Reise nach England macht, ihm „alte Gedichte oder dergleichen“ von dort mitzubringen. Neigung zum Mittelalter mit seiner „frischen Lebenslust und Frommheit“ verrät sich auch, wenn er die Kreuzzüge und Hohenstaufen zum Gegenstand einer öffentlichen Rede wählt. Welcher Dichter konnte mehr zu diesem ganz in der romantischen Zauberwelt lebenden Jünglingsherzen reden, als Novalis, der Jüngling unter unsern Dichtern? Mögling hat ihm zu seinem siebzehnten Geburtstag Novalis' Werke geschenkt: nie hat ihm etwas so gefallen. Um aber den Romantiker und Jünger Hardenbergs zu vollenden, kommt er auch einmal auf seinen „alten und ältesten Gedanken“ zurück, Bergmann wie sein Meister zu werden. Mineralogie war ja ein Lieblingsgegenstand der romantischen Natursymbolik, und ich habe bei Kausler noch viele Jahre später prächtige Schliffe von Mineralien gesehen, die er in seiner Jugend gesammelt hatte. Am theologischen Berufe stiegen ihm Zweifel auf: gewiß nicht solche des Unglaubens, wohl aber solche, wie sie tief angelegten, zur Mystik neigenden Gemütern öfters kommen. Für die Gelehrsamkeit ist er verloren. Er hat sein Leben lang viel und gut gelesen; aber das Wissen um seiner selbst willen hat ihn nie gereizt, es war ihm stets nur um den innern Kern, den tieferen Zusammenhang der Dinge zu thun. „Es ist

etwas Scheidendes zwischen mir und der Wissenschaft" — wenigstens der zünftig betriebenen; die rationalistische und supranaturalistische Theologie seiner Jugendzeit, der protestantische Konfessionalismus, in seinem Lande vielleicht stärker als anderswo, ist ihm fremd geblieben und hat ihn mitunter zu scharfer Kritik gereizt: von Herzen fromm und dabei innerlich frei wie sein Novalis oder Schleiermacher ist er sein Leben lang geblieben.

Man hat selten Anlaß, sich bei den Jahren vor der Universitätszeit so lange aufzuhalten. Aber bei diesem Jünglinge sind sichtlich die Blaubeurer Jahre für das Leben bestimmend gewesen. Solchen Naturen pflegt die Universität wenig mehr zu bieten. Auch bei Kausler ist es so gewesen. Er bezog im Oktober 1829 die Universität Tübingen, um als Stiftler Theologie zu studieren. Ueber sein eigentliches Fachstudium erfährt man aber wenig. So eine Anstalt wie das Stift muß für die philosophischen und theologischen Studien einen fest geordneten Lehrgang haben; der Schlendrian dieses herkömmlichen Betriebs behagt seinem Sinne nicht. Er kann es Niemand Recht machen. „Ich kann mit aller erdenklichen Mühe mich nicht in die Aufsatz-Manier hineinarbeiten. Es fällt mir jedesmal die Vorrede des Cervantes zum Don Quixote ein. Das vorige Mal hielten sie sich darüber auf, daß ich den Aufsatz nach Heglischem Schema gemacht habe; diesmal wollt' ich ihn nur recht machen: ich gab, den Gelehrten spielend, einen Haufen verschiedener Ansichten, und um nicht in die verhaßte Rolle zu fallen, gab ich kein bestimmtes Resultat, sondern sagte,

es habe jeder auf seine Art Recht. Jetzt muß ich hören, es fehle die systematische Einheit in diesem Aufsatze". (Alte Stiftler mögen sich an dieser Klage mitfühlend ergötzen.) Freude äußert er an Baurs Symbolik und Dogmengeschichte, überhaupt an dem Historischen in der Theologie. Noch mehr zieht ihn die philosophische Spekulation an: noch in seinem vierten und fünften Semester hat er bei Strauß über Hegelische Logik und über Geschichte der Philosophie gehört und hat auch daran gedacht, selbst einmal Vorlesungen zu halten, er sieht die Philosophie eigentlich als seine Lebensaufgabe an. Dieser Gedanke mag ihn auch beim theologischen Studium festgehalten haben; „umsatteln wäre nichts für mich". Er wird erkannt haben, daß seine geringe Neigung und Fähigkeit für das praktische Leben ihm in jedem andern Berufe noch hinderlicher gewesen wäre, und ist wohl, wie Lessing, gegen das Äußerliche der Berufsthätigkeit immer ziemlich gleichgiltig gewesen. Auch philologische Vorlesungen hat Kausler gehört über Euripides, Aristophanes, Thucydides, bei Strauß über Platons Gastmahl; daneben eine über Kunstgeschichte; bei Uhland hat er die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter gehört und das Stilistikum besucht — daß er sich aktiv daran beteiligt hätte, geht aus Uhlands Aufzeichnungen nicht hervor. Eigene poetische Neigung hat ihn, außer mit Mögling, mit Ludwig Seeger und Richter verbunden; die Freundschaft mit Auerbach ist auch schon in der Studentenzeit geschlossen worden, ebenso mit Hermann Kurz; mit Adelbert Keller verbanden ihn poetische und wissenschaftliche Neigungen. Wenn jedoch Kurz

seinen Ruwald zum eigentlichen Anführer des litterarischen Symposion macht und ihm die feurigsten Reden bacchischer Begeisterung und bacchischen Witzes in den Mund legt, so hat er wohl einen ziemlich weit gehenden Gebrauch von der dichterischen Freiheit gemacht. Dem Genuß der Geselligkeit beim kreisenden Becher durchaus nicht asketisch widerstrebend, hat Kausler doch im Ganzen ein sehr stilles und zurückgezogenes Studentenleben geführt. Es wird ein besonders verdrießlicher Augenblick gewesen sein, in welchem er die Tübinger Jahre seine verdrießlichste Periode nannte; aber es muß manches gegeben haben, was sie ihm verbitterte, und wären es auch nur die körperlichen Uebel, Mattigkeit, Schmerzen, Rheumatismen, Verdauungsnöte, gewesen. Besonders vereinsamt fühlte er sich, als Mögling die Hochschule, ein halbes Jahr vor ihm, verließ, von dem er noch später schrieb: „es wird wohl kaum zwei Menschen geben, die einander so verstehen wie wir".

An Ostern 1834 erstand Kausler die erste theologische Prüfung. Mit der Hoffnung auf eine Hofmeisterei war es nichts. Er gieng im April als Vikar zu seinem Oheim, dem Pfarrer Kausler in Oberroth bei Gaildorf, und blieb dort bis zum Januar 1835, zuerst ungerne, dann mit seinem Beruf ausgesöhnt, der ihm für sein Gedankenleben die nötige Einsamkeit gewährte, nur dann und wann durch Zusammenkünfte mit dem vier Stunden entfernt in Geifertshofen hausenden Seeger unterbrochen. Vom Frühjahr 1835 aber bis Ende 1836 versah er die Stelle des Bibliothekars am Tübinger Stift und kehrte so zu einer Art von halber

Studentenexistenz zurück. Er traf Kurz noch in Tübingen, der im Herbst 1835 sein Examen machte und den Rest des Jahres bei seinem Oheim, dem Pfarrer in Ehningen, das folgende Jahr in Stuttgart verlebte; im Juli 1835 kam Adelbert Keller von seinem Pariser Studienaufenthalte zurück und ließ sich im Herbst desselben Jahres als Privatdozent in Tübingen nieder. Dazu kam noch der geistreiche, für litterarische Beschäftigung empfängliche Gottfried Weigle, der dann später seinem Verwandten Mögling in der Laufbahn als Missionar gefolgt und in ihr auch gestorben ist; er studierte seit 1834 in Tübingen. Viel machte den Freunden eben der Uebertritt Möglings in seine neue Thätigkeit zu schaffen; namentlich dem allem Kirchen- und Konventikelwesen gründlich abgeneigten Kurz, der ganz außer sich darüber war, daß dieser freie, edle Geist sich nun auch dem Joche des Baslertums werde beugen müssen. Kausler dachte freier und sicherer als der sanguinisch aufwallende und dann wieder verzagende Kurz. Dieser schrieb ihm damals: „Ich erinnere mich gar wohl noch einer Zeit, wo ich in unruhigen Suchen die Ruhe überall eher finden konnte als bei mir selber; da kam ich häufig zu dir und lehnte mich an dein Fenster, ohne viel zu sagen, aber in der vollen Sicherheit, mich an eine überwölbende Substanz anlehnen zu können“; und nicht lange nachher schrieb ihm Kausler: „Vielleicht kommst du ja auch noch zu meinem Glauben herüber, in dem ich je länger je mehr die alleinige Lösung finden kann und die einzige Poesie .... Der christliche Glaube allein kann die Zeit, die ein halber Leichnam ist, zum Leben bringen

— man sollte anfangen zu merken, daß man bisher (was man Fortschritt, Weiterentwicklung nannte) den kranken Leib nur wieder auf eine andere Seite gelegt hat, die in Bälde auch zu schmerzen anfangen wird; mir graut, wenn ich an den Wahnsinn denke, der die Leute so umnebelt hat, daß sich das Nächste, Einfachste ihren Blicken entstellt und das philosophische und poetische Publikum sich wie ein Narren-Kollegium ausnimmt". Kurz scheint gefürchtet zu haben, auch Kausler könnte sich an Mögling anschließen, und derartige Worte, vielleicht auch durch die damals von Kausler öfters geäußerte Unzufriedenheit in seinem Amte mit hervorgerufen, mochten ihn in dieser Furcht bestärken; er konnte aber wissen, daß Kausler theologisch seine eigenen Wege gieng und seine innere Freiheit weder an ein Konsistorium noch an einen Konventikel verkaufte.

Kausler hat das bibliothekarische Amt zu fleißiger Lektüre und zu eigener Arbeit ausgenutzt. Er gab sich mit Mythologie ab, lobt Otfrid Müllers Arbeiten und tadelt an Jakob Grimms eben erschienener Mythologie, daß kein leitender Gedanke darin hervortrete. Von eigenen Arbeiten ist aber damals nichts erschienen. Er sollte sich an theologischen und philosophischen Unternehmungen beteiligen, wollte mit Keller zusammen Petrarcas lateinische Gedichte herausgeben und redete davon, bis zum Herbst 1836 mit zwei kleinen Schriften zu erscheinen. Es ist aber dazumal noch nichts daraus geworden. Kausler scheint es auch gewesen zu sein, der den poetisch begabten Landmann Baur in Hailfingen bei Rottenburg 1836 entdeckte und an Kurz empfahl.

Dieser hat ihn mit Schwab bekannt gemacht und es ist von ihm eine kleine Sammlung lyrischer Gedichte erschienen.

An Weihnachten 1836 verließ Kausler seine Tübinger Stelle und ging als Vikar nach Buoch zu seinem mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Reinfelder, der alt und einer Beihilfe bedürftig war. Er ist dort bis zum Herbst 1838 geblieben. Hermann Kurz war vom Juni 1837 bis zum Januar 1838 und wiederum vom August 1838 an ebenfalls in Buoch, mit der Absicht, in der ländlichen Muße seinen Heinrich Roller auszuarbeiten. Die Freunde hatten auch Verkehr mit dem zwanzig Jahre älteren Pfarrer Glück in Schornbach, einem etwas unstäten Gesellen, dem Rivalen Silchers in der Komposition volkstümlicher Lieder, der nicht lange nachher, 1840, gestorben ist. Nur eine gute Stunde Weges war Winnenden entfernt, wo die Mutter mit den Schwestern lebte. Aber sie war schon sehr leidend und ist nach längerem Schweben zwischen Besserung und Verschlimmerung am 27. September 1837 gestorben. Ihr Hingang hat dem zärtlich liebenden Sohn einige Gedichte eingegeben, in denen eine starke und nachhaltige Empfindung sich Luft macht; er kann es nicht begreifen, daß sein thöricht blindes Herz oft hat verzagen wollen, da er doch noch eine Mutter hatte, er glaubt nicht genug Liebe an ihr geübt zu haben, der unheimliche Kirchhof ist ihm zu einem lieben Aufenthalte geworden, wo man der Zwiesprache mit Geschiedenen als wie mit Gegenwärtigen pflegt und ohne Schauer sich selbst seine Ruhe bereitet sehen könnte.

Ein Jahr später hat Kausler Buoch verlassen. Ein

neues Ereignis, das ihm hart ans Herz griff, muß ihn fortgetrieben haben. Er hoffte Befreiung von den Eindrücken der großen Welt. Die Frage, ob er nach Bern zu Seeger gehen sollte, der seit zwei Jahren dort wirkte, oder zu Auerbach nach Frankfurt am Main, entschied sich für das zweite. Im zweiten Drittel des September 1838 kam Kausler in Frankfurt an. Er genoß den anregenden Umgang Auerbachs, machte die Bekanntschaft Löwenthals, Heinrich Königs und anderer Schriftsteller und Künstler. Man suchte ihn durch das Anerbieten der Mitarbeiterschaft für eine Frankfurter Zeitschrift zu fesseln, das schlug er aber aus. Immerhin gedachte er den Winter in Frankfurt, Hanau, Bonn und Düsseldorf zuzubringen. Aber schon im November erschien er unerwartet wieder bei den Schwestern in Winnenden. Warum er seinen Plan so rasch aufgegeben hat, weiß ich nicht; die ersten Eindrücke von dem bewegten Leben Frankfurts waren die besten gewesen, aber lange fühlte sich Kausler schwerlich in der großen Welt zu Hause; er war stets ein Mann der Einsamkeit und der Geselligkeit im kleinsten Kreise.

Außer dem rein gemütlichen Motiv hatte die Frankfurter Reise wohl auch den Zweck gehabt, mit dem litterarischen Wesen in eine direktere Verbindung zu kommen; denn Frankfurt war damals in der schönen Litteratur nicht ohne Bedeutung. Kausler stand um jene Zeit in seiner lebhaftesten litterarischen Thätigkeit und wollte offenbar den Versuch machen, seine Existenz auf solche zu gründen — er soll später gesagt haben, es wäre ihm das auf die Länge

ganz unerträglich gewesen. Die gewöhnliche Beobachtung, daß die Jugend der Poesie, das höhere Alter der Wissenschaft gewidmet sei, trifft bei ihm wie bei gar manchem andern nicht zu. Seine ersten Arbeiten sind durchaus kritischer und historischer Natur. Schon seit dem Jahre 1836 beschäftigte ihn ein Aufsatz über Tieck, in dem er sich über seine eigene Stellung zur Romantik zur Klarheit bringen wollte. Der langsam und zaghaft Arbeitende hat die Arbeit, die er schon im Sommer 1836 zur Beurteilung an Kurz geschickt hatte, immer wieder vorgenommen und umgestaltet. Sie in Buchform herauszugeben gelang nicht; dann sollte sie in Lewalds Europa erscheinen. Endlich erschien sie 1839 unter dem Titel „Ludwig Tieck und die deutsche Romantik“ in dem von Theodor Mundt herausgegebenen „Freihafen“; fast ein Jahr zu spät, nachdem 1838 Karl Rosenkranz in den Haller Jahrbüchern das Thema ausführlicher und mehr im Einzelnen behandelt hatte. Durch Hayms Meisterwerk sind ja heutiges Tages alle älteren Arbeiten über die Romantik ins Dunkel gerückt. Kauslers Aufsatz verlohnt es sich aber immer noch zu lesen, wenn auch Ausgangs- und Gesichtspunkt nicht die der modernen Forschung sind. Er geht von dem Gegensatz zwischen natürlicher und sittlicher Poesie aus und findet die Romantiker, deren Hauptrepräsentant ihm durchaus Tieck ist, ganz auf der Seite der ersteren. Es zeigt sich hier die mehr zusammenfassende, darstellende als historisch entwickelnde Art älterer Litteraturbetrachtung. Die ästhetische Theorie der Romantiker, die eben von dem Schillerischen Gegensatze der naiven und sentimentalen Poesie

ausgieng und ohne die die romantische Praxis nicht verstanden werden kann, kommt dabei zu kurz; warum die Romantik so völlig morallos, so reine Darstellung des subjektiven Beliebens des genialen Individuums ist, das versteht man nur dann vollkommen, wenn man weiß, daß sie eben eine Frucht theoretischer Erwägungen ihrer ersten Vorkämpfer ist, zu denen sich die romantische Produktion ebenso verhält wie der moderne Uebermenschen-Unfug in der Poesie zu der Spekulation Nietzsches. Fassen wir aber Kauslers Darstellung der romantischen Poesie in sich und verglichen mit früheren Stadien der deutschen Dichtung ins Auge, so enthält sie eine Anzahl der feinsten Bemerkungen und zwar in einer schönen, oft glänzenden Darstellung; die von einem viel Späteren gemachte Bemerkung, daß es einem Werke über Poetik am wenigsten anstehe, im Kollektaneen- und Grundrißstile abgefaßt zu sein, hat Kausler mit seiner feinen Empfindung sich selbst von Anfang an gemacht. Besonders zu rühmen ist die Freiheit, mit der er dem Gegenstande und gewiß auch seiner eigenen Empfindung gegenüber steht. Daß er zu Tiecks Bewunderern gehörte, braucht man nicht anderswoher zu wissen, jede Seite des Aufsatzes zeigt es. Aber das hindert ihn nicht, die Einseitigkeit und die Gefahren dieser Richtung zu erkennen. Eine so rein individualistische, von der Phantasie allein diktierte Poesie kann zu der Wirklichkeit des Lebens kein Verhältnis haben; „mit dem Zeitpunkt, wo die Litteratur ihren einsamen Standpunkt verließ und in die Reihe der Kämpfer für Lebensinteresse trat, hörte Tieck auf Repräsentant seiner Zeit zu sein“. So

gewinnt Kausler auch den Standort der objektiven Betrachtung gegenüber den Strebungen des jungen Deutschlands: „Die Lethargie der Restaurationszeit ist verschwunden, man fühlt wieder Kraft auf dem Eroberungszug fortzuschreiten und Tieck hat sich abermals in der deutschen Litteratur überlebt. Seinen Verdiensten aber wird durch eine neue Richtung der Gegenwart nichts entzogen, Tieck ist unter den jetzt lebenden Poeten der bedeutendste .... aber die Art, wie Tieck das Absolute gefunden hat, kann uns jetzt nimmer genügen und darum interessieren wir uns mehr für die Kämpfer der Gegenwart als für den Sieger der Vergangenheit, wenn auch unser ästhetisches Gewissen diesem den Preis zuerkennen muß". Später, als Kausler das kritische Handwerk aufgegeben hatte und zur eigenen poetischen Schöpfung übergegangen war, finden sich etwa noch in seinen Briefen kritische Bemerkungen über alle möglichen Gegenstände seiner ausgedehnten Lektüre, die von der Schärfe seines Urteils und von seinem weiten Gesichtskreis Zeugnis geben; in seiner Dichtung ist er um so reiner zum romantischen Ideal und zum Tieckischen Vorbilde zurückgekehrt.

Zur selben Zeit wie von dem Tieck-Aufsatz ist in Kauslers Briefen auch von einem Leben Lessings die Rede; auch zu diesem ganz embryonisch gebliebenen Plane hatte wohl ein Werk der Romantik den Anstoß gegeben, Friedrich Schlegels Lessing, dessen vielfach falsche Anschauungen doch den größten Fortschritt zu einem tieferen Verständnis Lessings bezeichnen. Ein anderer zu wenig und falsch gewerteter Dichter, in dessen Schätzung Romantiker und Jungdeutsche übereinstimmen

konnten, war Heinse; Kausler hat seine große Bedeutung früh erkannt und, als 1838 Laubes Ausgabe von Heinses Werken erschien, bedauert, daß diese einem Lieblingsgedanken von ihm selbst zuvorgekommen sei. Fleißig war er in jenen Jahren als Kritiker für mehrere Zeitschriften, die alle in der aufstrebenden litterarischen, philosophischen, auch politischen Bewegung der Zeit eine Rolle gespielt haben. Am ephemersten und im ganzen auch von keiner großen Bedeutung war der im Eingang erwähnte „Spiegel“, der im Jahr 1837 von H. Erhard, 1838 von Friedrich Giehne redigiert wurde. Trotz seines Nebentitels war das Blatt fast ausschließlich der Kritik gewidmet, und diese wurde mitunter recht in dem frischen, scharfen Tone jener Kampfzeit geübt. Kausler, Keller und Kurz gehörten zu den fleißigsten Mitarbeitern; namentlich der erste muß eine große Anzahl von Recensionen geliefert haben. Es ist leider nicht möglich, die Verfasser aller Artikel zu erraten; denn sie sind nur mit Zahlen signiert und zwar haben einige Verfasser sich mehrerer Zahlen bedient. Von Kausler sind nachweislich die mit 15 und die mit 21 unterzeichneten, vielleicht aber auch noch andere. Es sind zum Teil rein referierende Artikel über litterarische Neuigkeiten, mitunter aber auch ziemlich boshafte Bemerkungen, einerseits gegen Mundts „Kunst der Prosa“, andererseits aber auch gegen die spiritistische Philosophie Baaders und gegen Kerners Mystagogie. Diese Art von Romantik behagte Kausler ganz und gar nicht, ebenso wenig als die platte Manier mancher Wald- und Wiesen-Poeten; es heißt, die Herren, Schwab voran, seien

über sein Auftreten verschnupft gewesen — es war auch nicht sehr angenehm, sich sagen lassen zu müssen: „Der Humor der Romantiker wird zusehends mürrischer und grämlicher; ihrer Ironie fehlt die Ruhe des guten Gewissens. Es ist freilich sehr verzeihlich, wenn sie sich noch nicht in die Rolle alter Herren zu finden wissen, denn sie haben kaum erst aufgehört, die Opposition der Jugend gegen die alte aufgeklärte Prosa der Kantischen Zeit zu bilden, von der jetzt noch bedeutende Eisschollen in Deutschland umherliegen. Die Romantiker giengen von der Jugend fast unmittelbar ins Alter über; sie kannten nur einen Moment das behagliche Gefühl anerkannter Herrschaft. Sie sind übrigens zu fein, als daß sie nicht bald den Tanzplatz verlassen sollten, um von der Estrade ehrenvoll ausgedienter Klassiker herab wohlmeinende Zuschauer abzugeben, vor denen die Jugend ehrfurchtsvoll den Hut zieht".

Weit bedeutender waren die Haller Jahrbücher, für welche Ruge Kausler zu mehreren Artikeln zu gewinnen suchte. Kausler war bereit, über Görres und Börne zu schreiben; ich habe aber keinen solchen Artikel finden können. Dagegen hat er für zwei gleichzeitige, einander nah verwandte Zeitschriften, die „Zeitung für die elegante Welt" und die „Europa", in den Jahren 1839 bis 1841 Verschiedenes geschrieben; leider habe ich von mehreren Bibliotheken nur einzelne Bände dieser ganz selten gewordenen Zeitschriften erhalten können, kenne also von Kauslers Artikeln nur ein paar. In der Zeitung für die elegante Welt stand 1839 sein Aufsatz „Geschichte der Liebe"; es sind geistvolle, schön

geschriebene, eigentlich mehr poetisch anmutende Skizzen, deren Grundthema das Verhältnis der Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern zum sonstigen Thun und Treiben des Menschen ist. Im Jahrgang 1840 der Europa hat Kausler den litterarischen Teil des Feuilletons durch eine Anzahl von Recensionen und andere kleine Aufsätze zur deutschen Litteraturgeschichte bereichert. Aus dem Jahrgang 1841 kenne ich nur den Aufsatz über Immermanns Memorabilien, der sich als erste der „Besprechungen von Rudolf Kausler“ einführt. Kausler war, wie sein Freund Kurz, ein großer, aber keineswegs blinder Verehrer Immermanns und hat die Größe dieses Dichters früher und klarer als manche andere erkannt. Der Aufsatz will nachweisen, daß Immermann nach nicht ganz glücklichen früheren Versuchen in Shakespearisierender und Goethisierender Manier schließlich seinen richtigen Beruf, den eines deutschen Walter Scott gefunden und im Oberhof ein wirkliches Meisterwerk geschaffen habe. Es ist das schwerlich ganz gerecht gegen die älteren Werke Immermanns, namentlich die Epigonen; aber es ist symptomatisch interessant, weil es die Tendenz der Zeit zur Volks- und Familiengeschichte zeigt. Gerade in Kauslers Kreise war diese Tendenz in jenen Zeiten stark: Kurz hatte schon seit 1836 mit Liebe und Glück die Familiengeschichte mit stark lokaler Färbung gepflegt und war eben damals im Begriffe, seinen Heinrich Roller in die Welt gehen zu lassen, in dem die Familiengeschichte in den größeren Rahmen einer Schilderung aus der Geschichte des Heimatlandes gestellt war. Auerbach ließ auf seinen Spinoza

und Ephraim Kuh seine Dorfgeschichten folgen. Leider sind mir Kausler's spätere Artikel in der Europa nicht bekannt; sicher ist mir nur, daß er einen über dramatische Dichter verfaßt hat.

In denselben Jahren hat sich Kausler auch mit geschichtlichen Stoffen beschäftigt. Sein Bruder hatte, wie schon berichtet ist, 1839 den ersten und einzigen Band der Assisen von Jerusalem veröffentlicht. An diese Arbeit schloß sich eine nah verwandte an, die von beiden Brüdern gemeinsam ausgeführt wurde. Sie übersetzten zusammen die Geschichte der Kreuzzüge und des Königreichs Jerusalem von dem Erzbischof Wilhelm von Tyrus, die zu den bedeutensten mittelalterlichen Geschichtswerken zählt; der stattliche Band erschien 1840 bei Krabbe in Stuttgart. Rudolf ist es vornehmlich, dem diese Uebersetzung zu danken ist; sie hält sich so treu als möglich an das Original und hat den Ton einer mittelalterlichen Geschichtserzählung mit der wunderlichen Mischung antik-römischer Rhetorik und annalistischer Naivetät recht gut getroffen. Kausler ist zum Zweck des Zusammenarbeitens mit seinem Bruder im August 1839 nach Stuttgart gezogen und hat längere Zeit dort gewohnt, still und zurückgezogen; Kurz, der damals in Stuttgart mit seiner Ariost-Uebersetzung beschäftigt war, meldet im März 1840 an Keller: „Wir sehen uns selten, treffen hie und da im König von England zusammen, und gehen dann, Schicksal und Gemüt besprechend, wie nächtliche Dämonen bis ein Uhr am Schloß auf und ab“. Mit dem Gegenstande, welchen das Werk Wilhelms behandelt, und den

von da ausgehenden Anregungen hängt indirekt nicht nur der später zu besprechende Stoff eines Tragödien-Entwurfes zusammen, sondern wohl auch die Idee, die jüdische Geschichte des Josephus zu bearbeiten, welche Kausler 1843 gefaßt, aber alsbald wieder verworfen hat.

Die litterarische Thätigkeit, welche er um das Jahr 1840 entwickelt hat, hatte wohl auch den Zweck, die Subsistenzmittel für einen Lebensplan zu gewinnen, den er damals ernstlich betrieben hat. Eine durchaus innerliche, spekulative Natur, hatte er von jeher die Philosophie in den Mittelpunkt seines geistigen Interesses gestellt. Er hatte, wie wir sahen, schon in Blaubeuren sich durch Baur's Herodotstunden angeregt mit den Anfängen der Menschheit befaßt und gelesen, was von Schellingianern darüber geschrieben worden war; dann hatte er im Stift sich mit Hegel beschäftigt, aber sich von ihm befreit. Als Stiftsbibliothekar war er, wenn auch vergeblich, aufgefordert worden, sich an der von dem jüngeren Fichte damals gegründeten Zeitschrift für Philosophie zu beteiligen; mit Giordano Bruno, mit Abälard hat er sich noch später beschäftigt. Den Gedanken, Vorlesungen über Philosophie zu halten, hatte er mehrmals gehegt und immer wieder fallen gelassen. Im Sommer 1840 gedachte er ihn in Tübingen zu verwirklichen. Er reichte den Aufsatz über Tieck ein und sechzehn handschriftliche Thesen in lateinischer Sprache, welche in einer sehr an Schelling erinnernden Art den Unterschied von Natur- und Geistesphilosophie behandeln. Das genügte zu einer Habilitation freilich nicht. Im nächsten April er-

neuerte Kausler in Tübingen seine Bewerbung um die Doktorwürde durch eine gedruckte Schrift, wieder aus sechzehn Thesen bestehend, aber von größerem Umfang und in deutscher Sprache: „Der Begriff der Wissenschaft". Er hat sich mit dieser Schrift am 21. Mai 1841 den Doktorgrad an der heimischen Hochschule erworben. Die Schrift zeigt ihren Ursprung aus der Dialektik Hegels und seiner Zeit ganz deutlich. Formell ist sie ganz in der Art Hegels gehalten; inhaltlich aber soll eben die absolute Philosophie überwunden werden zu Gunsten einer Spekulation, die mit Schellings Identitätsphilosophie nah verwandt ist und jedenfalls in dem Kernsatze, daß wir das Unendliche sind, wenn wir uns als solches bethätigen, ganz aus der romantischen Philosophie hervorgegangen ist. Sehr charakteristisch ist für den Verfasser jene Mischung von Kritik und Mysticismus, die die Romantik aus Plato geschöpft und selber — man darf an Novalis erinnern — gerne gepflegt hat. Kausler hat aber mit dieser Schrift die Habilitation nicht in Tübingen nachgesucht. Besser schienen ihm die Aussichten in Freiburg i. B. zu sein; ein Artikel über diese Universität, der 1839 in den Haller Jahrbüchern stand, hatte darauf hingewiesen, daß dort im Fache der Philosophie eine Lücke auszufüllen wäre. Sie auszufüllen konnte Kausler hoffen, dessen ganze Art zu denken und zu empfinden von dem spezifisch Protestantischen entfernt lag und dessen philosophische Richtung der Schellings und der großen Mystiker des späteren Mittelalters nahe verwandt war. Er scheint aber, als er im Vorsommer 1841 selbst nach Freiburg reiste, um den

Boden zu untersuchen, doch auf weit mehr spezifischen Katholicismus gestoßen sein, als er erwartet hatte, und kehrte wieder um, ohne einen weiteren Schritt zu seiner Festsetzung gethan zu haben. Die „philosophische Fata Morgana" schwand rasch dahin und kehrte nicht wieder. Es wird kein Unglück für Kausler gewesen sein. Sich in der Oeffentlichkeit geltend zu machen, war ganz und gar nicht seine Sache; und für den lehrhaften Vortrag wäre seine ganze Art zu wenig dogmatisch angelegt gewesen.

Kausler kehrte von diesem Ausfluge wieder zu seinen Schwestern nach Winnenden zurück, wo er seit der Vollendung des Wilhelm von Tyrus wieder gelebt hatte. Er war entschlossen, wieder Geistlicher zu werden, hat sich in der Stille auf die zweite Dienstprüfung vorbereitet und sie an Ostern 1842 gemacht.

Er war nun als Amtsverweser an verschiedenen Orten des württembergischen Unterlandes verwendet: vom September 1842 bis Januar 1843 in Knittlingen, bis zum Mai in Benningen bei Marbach, bis Januar 1844 in Großsachsenheim, dann in Hochdorf bei Marbach; vom 1. Juni an endlich in dem Waldenserdorfe Perouse, wo ihm die Pfarrei im November 1844 dauernd übertragen wurde. Dort hat er seine verwitwete Schwester mit ihrer einzigen Tochter zu sich genommen; sie haben drei Jahrzehnte seinen Haushalt geteilt, während die andern Schwestern mit dem Bruder Eduard in Stuttgart zusammen wohnten. Es war eine kleine und arme Gemeinde, die erst wenige Jahre selbständig bestand und noch dazu vom Jahre 1846 an unter großer

Teurung schwer zu leiden hatte; fern vom Verkehr gelegen in den Wäldern, die sich längs der Straße von Leonberg nach Pforzheim ausdehnen. Für die Seelsorge hat es hier an Gelegenheit nicht gefehlt, und auch nicht an Einsamkeit für nachhaltige Arbeit. Kausler fand bald, daß er weit mehr Freude am geistlichen Beruf habe, als er geglaubt hatte. Wissenschaftliche Pläne hat er noch eine Zeit lang gehegt. Im Jahr 1844 wollte er eine philosophische Arbeit herausgeben und glaubte keine Stimmung für etwas anderes zu bekommen, ehe er sie sich vom Herzen geschrieben habe. Im nämlichen Jahre brachte Eduard Kausler ein weitaussehendes gelehrtes Unternehmen auf die Bahn, eine allgemeine Zeitschrift für Litteraturgeschichte, deren Plan von Rudolf auf das Mittelalter, wenn auch in sehr weitem Umfang, eingeschränkt wurde; es war dabei vor allem an süddeutsche Mitarbeiter gedacht und darin hatte der Gedanke mit der Pfeifferischen Germania Aehnlichkeit, die ein Dutzend Jahre später ins Leben getreten ist. Der Plan war aber viel zu umfassend und ein Verleger hat sich, sehr begreiflicher Weise, nicht finden lassen.

Mehr Früchte hat die poetische Thätigkeit getragen, die sich an die Stelle der wissenschaftlichen gedrängt hat. Eine seltene Feinfühligkeit für das Poetische war schon aus Kauslers kritischen Arbeiten zu erkennen, und die sprachliche Darstellung ist durchaus mit künstlerischem Sinne getränkt. Allein von eigener Dichtung ist bis in die vierziger Jahre nichts zu finden. Nur eine Anzahl von lyrischen Gedichten habe ich vor mir gehabt, deren keines den Weg

in die Oeffentlichkeit gefunden hat. Sie sind etwas farblos und meistens in der Weise der jüngeren Romantiker gehalten; der Einfluß Uhlands und der englischen Balladen ist unverkennbar. Schon im Jahr 1841 aber muß Kausler sich der erzählenden Poesie zugewandt haben und ihr ist er auch am treusten geblieben. Ein paar andere Plane flogen ihm durch den Kopf: 1843 redet er von einem schwäbischen Volksstück in der Form des Singspiels, worin die Zusammenkunft Prinz Eugens und Marlboroughs im Lamm in Groß-Heppach mit verschiedenen Lokaltypen komisch dargestellt werden sollte; der Plan ist an Hermann Kurz abgetreten und von ihm liegen gelassen worden. Ebenso flüchtig taucht ein Jahr später der Gedanke auf, die Metamorphosen des Apulejus als Kinderlektüre zu behandeln. Aus den Erzählungen aber ist etwas geworden. Um das Jahr 1850 hatte Kausler ihrer so viele beisammen, daß ein bescheidener Band damit gefüllt werden konnte. Er wählte den einfachen Titel „Erzählungen“; ob er seinen Namen nennen sollte, darüber schwankte er, dann wollte er den Namen „Ludwig Rudolf“ wählen; es war das ja eine deutliche Huldigung für Tieck, der wie geistig so auch durch diese Benennung Pate stehen sollte; aber konnte das nicht auch als eitle Anmaßung mißdeutet werden? so wurde schließlich der Titel „Erzählungen von K. Rudolf“ gewählt. Unter ihm erschien die Sammlung 1851 bei Krabbe in Stuttgart als ein dünnes Bändchen. Es sind neun Novellen, von denen zwei in Versen sind, die andern in Prosa, aber zum Teil mit eingestreuten Gedichten geschmückt, die bald in der schlichten

Art Uhlandischer Lyrik und Balladenpoesie gehalten sind, bald reichere, kantatenartige Formen zeigen; ich möchte vermuten, daß auch ein Musiker ein paar davon brauchen könnte, sie sind ganz musikalisch gedacht und scheinen zur Komposition einzuladen. Die Gegenstände der Erzählungen sind mannigfaltig genug; frei erfunden ist höchstens die moderne Geschichte „Die freundlichen Brüder", eine Schilderung aus der gebildeten Gesellschaft, in edlem, weltmännischem Tone; das Motiv entsagender Neigung möchte aber doch wohl den eigenen Herzenserlebnissen des Dichters entsprungen sein. Noch zweimal kehrt dieses Motiv wieder, in der ersten Novelle „Das Festgedicht", in das Gewand der italienischen Renaissance gekleidet, und in der Erzählung „Maanis Leichenfeier", welche ebenfalls in Italien spielt, zugleich aber mit dem fremdartigen Reize orientalischer Romantik zu wirken sucht. Bei der letztgenannten Erzählung mag Kausler auch an seinen Mögling gedacht haben, denn sie handelt von einem Boten des Evangeliums im Orient, der dort seine Frau gewonnen und verloren hat. Mittelalterliche Romantik beherrscht die Erzählungen „Zwei Gesichte", einer deutschen Rittergeschichte von der Untreue und Bekehrung eines vornehmen Mannes nacherzählt, und „Die Bettlerstochter", worin die Geschichte von der Verbannung und Rückkehr des Königs David Bruce erzählt wird. Diese Rittergeschichten haben ihre Zeit gehabt und werden wohl nicht so bald wieder in Aufnahme kommen; mit mehr poetischer Schönheit als in dieser schottischen Geschichte können sie nicht wohl vorgetragen werden. Die in reimlose Jamben

gefaßte Skizze „Schloß Felseck“ hat nach einer brieflichen Angabe Kauslers ihr Lokal im württembergischen Enzthal, ein paar Stunden von Perouse entfernt; es sind romantische Ideen, wie sie in dem Besucher einer Schloßruine aufsteigen und sich zu einer kurzen Familiengeschichte verdichten, in der — für Kausler ganz bezeichnend — der durch die Glaubenstrennung entstandene Familienzwist die Hauptrolle spielt. Ein niedliches, schillerndes Ding ist „Die Ringeltaube“, in mittelalterlichen Reimpaaren: eine zierliche, halb märchenhafte Tiergeschichte; man möchte denken, es sei eine Art von Selbstbekenntnis des Dichters: der Einsiedler, der sich müde aus der Welt zurückziehen will, sieht, wie auch in der Natur der Kampf feindlicher Gewalten tobt und die Hilfe guter Freunde sich geltend machen kann, und wird so getrieben, in die Welt zurückzukehren. Für die zwei bedeutendsten, zugleich auch die modernsten, unter den Erzählungen halte ich „Massingers Begräbnis“ und „Das schwarze Schloß“. Man kann, wenn man will, beide als eine Art von Konfession ansehen. Die erste Novelle erzählt, wie nach Philipp Massingers Tode Chapman, sein Arzt und Freund, die Lebenserinnerungen des Toten liest und hier eine Tragik findet, die er nicht erwartet hatte: die Tragödie eines Mannes, der ohne tiefgewurzeltes Genie Verse machen und Empfindungen darin heucheln muß, damit Weib und Kinder leben können; als Satyrspiel kommt hinzu, wie ein vornehmer Herr, der dem Leichenzug des armen Poeten begegnet, in der Gönnerlaune die würdigsten Exsequien auf den folgenden Tag bestellt, um alsdann — nicht

zu erscheinen, so daß die Reste des Armen fast heimlich eingescharrt werden müssen. Ich wüßte nicht, wo das Elend des Poetentums ergreifender und doch mit einem so versöhnlichen, wehmütig lächelnden Zuge gezeichnet wäre wie hier. Die Lokalfarbe ist aufs schönste getroffen; vielleicht aber erhält die ganze Erzählung doch noch einen andern Hintergrund, wenn man sich erinnert, daß ihr Verfasser, begabt mit der feinsten Empfindung, aber nicht mit der Fertigkeit, nach der Elle zu arbeiten und sich durch Reklame zur Geltung zu bringen, selber eine Zeit lang gedacht hatte, von dem Ertrag seiner Feder zu leben, und nun mit einem Seufzer der Erleichterung darauf zurückblicken mochte. Das „Schwarze Schloß“ ist die längste, die in sich reichste und für die Person des Verfassers interessanteste der neun Novellen. Der äußere Umriß der Erzählung und manches Einzelne ist dem Leben des Okkultisten Cornelius Agrippa von Nettesheim entnommen, insbesondere dem zehnten Briefe seines ersten Briefbuchs. Agrippa, der von sich selbst erzählend eingeführt ist, berichtet wie er um das Jahr 1507 in Montpellier die Magie studiert, dort in die Gesellschaft eines königlichen Gouverneurs kommt, dessen Schloß gegen aufständische Bauern verteidigt und endlich, durch das Treiben anderer Adepten an der magischen Kunst irre gemacht, sich rasch nach Hause wendet, um die Stelle eines Kölner Stadtarztes als Nachfolger seines eben verstorbenen Vaters anzutreten. Manche der prächtigen konkreten Züge der Erzählung stammen aus dem Original, ebenso viele andere von Kausler selbst. Was aber die Erzählung besonders

wertvoll macht, ist, daß sie voll von persönlichen Bekenntnissen ist. Es sind verschiedene Persönlichkeiten geschildert, die jedenfalls nur dem Namen nach — und das auch nur teilweise — aus Agrippas Briefen entnommen sind, in Wirklichkeit aber Mitglieder des studentischen Kreises darstellen, der sich in Tübingen um Kausler gebildet hatte. Hermann Kurz hat das ganz ausdrücklich bezeugt, wenn er auch sich selbst und seinem „Wirtshaus gegenüber" großes Unrecht anthat, indem er 1857 in der an Kausler gerichteten Widmung des ersten Bandes seiner Erzählungen schrieb: Kausler habe in dieser Novelle gezeigt, „daß man den Studenten des neunzehnten Jahrhunderts nur dann erträglich schildern kann, wenn man ihn geradezu um dreihundert Jahre älter macht". Aber es ist Kauslern zweifellos nicht eingefallen, in dieser Travestierung studentischer Erinnerungen den Schwerpunkt des Ganzen zu finden. Die Erzählung hat eine viel tiefere persönliche Bedeutung. Wer ist dieser Zögling der Magie anders als der Verfasser selbst, der es auch mit dem akademischen Betrieb der höchsten und geheimsten Wissenschaft hat versuchen wollen und nun, nach dem Auf- und Abwogen zwischen der Begeisterung des Schülers und den Zweifeln des ehrlichen Menschen, eines Morgens dem Mystagogentum den Rücken wendet und, mit einem tiefen Atemzug sich die Stirne wischend, klaren Auges in die von dem ehrlichen Tagesgestirn beleuchtete Landschaft, in das schlichte Leben des praktischen Berufes hineinmarschiert? Es ist das Zeichen des wahren Poeten, daß uns diese persönliche Beziehung nirgends aufdringlich entgegentritt, son-

birgsthal nicht mehr. Einige der Besten nahmen wahr, daß hier ein dem Meister Ludwig nicht unebenbürtiger Erzähler aufgetreten war; aber es waren wenige. Als Heyse und Kurz zwanzig Jahre später ihren deutschen Novellenschatz herausgaben, wollten sie das Schwarze Schloß darin aufnehmen; eine Umarbeitung des Schlusses wurde gewünscht; Kausler, schon leidend geworden, kam nicht mehr dazu, hat sich wohl auch gescheut, den intim persönlichen und nur so verständlichen Inhalt des Schlusses preiszugeben. So blieb die Novelle und mit ihr die ganze Sammlung in ihrer Vergessenheit.

In der Einsamkeit des armen Waldenserdorfes hat Kausler zehn Jahre gewirkt, er hat dort das Volk kennen und lieben gelernt. Auf die Länge konnte ihm die ärmliche Stellung nicht genügen. Aber in eine große Wirksamkeit, in einen der Orte an der großen Heerstraße und nahe der Residenz wollte er nicht: „man ist in diesen größeren Orten des Unterlandes genötigt, mit allen neu vorgeschlagenen geistlichen Komödien eine Probe zu machen“. Es gelang ihm, im Herbst 1854 eine neue, seinen Wünschen durchaus entsprechende Pfarrstelle in Stötten bei Geislingen zu bekommen. Das Dorf liegt hoch oben auf der Alb, in frischer Luft, wie sie für Kauslers Konstitution paßte, vom Verkehr entfernt; die Gemeinde war ruhig und geordnet; der Dekan in Geislingen ein früherer Lehrer Kauslers, ein Mann der aristokratischen Bildung und Sitte, ein liebenswürdiger, humaner Vorgesetzter seiner Pfarrherren. Kausler war in Stötten wieder beinahe zehn Jahre. Sein Amt war an-

genehm und ließ ihm zu freier geistiger Beschäftigung Zeit. Den engsten Kreis der Thätigkeit, Haus und Dorf, hat er nicht oft verlassen. Seiner zarten Konstitution war größere körperliche Anstrengung weder ein Bedürfnis noch eine Wohlthat, im Gegensatze zu seinem wohl kaum viel robusteren Bruder, den fast jeder Sommer irgendwo im Hochgebirge umherklettern gesehen hat. Aber einsam war er nicht. Die Schwester und die Nichte, oft auch die Neffen, teilten sein Haus nicht nur, sondern auch seine geistigen Interessen. An Besuch von Freunden fehlte es nicht, von alten wie Kurz oder Seeger und von neu erworbenen. Wie wohl es einem unter seinem gastlichen Dache werden konnte, habe in etwas späteren Zeiten ich selbst als angehender Jüngling erfahren dürfen. Manches anspruchsvollere und geräuschvollere Haus hat weniger Geist beherbergt, als das Pfarrhaus in Stötten. Vor allem war Auerbach, wie schon in Perouse (oder Waldhausen, wie er es nennt), ein fleißiger Gast; er ist in seinen Briefen an Jakob Auerbach nicht müde geworden, das Lob Kauslers zu verkündigen: „Mir thut sein Wesen wahrhaft wohl, wie die frische Albluft hier, und wir liegen mit einander im Walde oder schauen von Höhen in das Berggewimmel. Das Haus ist eine wahre Friedensinsel, und schon das Dasein eines solchen Friedenshauses in einem Dorfe ist die beste Kirche und Heilslehre". Auch für seine eigenen Werke hat Auerbach, wie er selber angibt, manches aus dem Umgang mit Kausler geschöpft. Man weiß ja, wie begierig er überall herum hörte, interessante Angaben, geistreiche Ausdrücke auffing und seiner

Brieftasche einverleibte. Auch mit mancher aus dem Leben geschöpften Beobachtung konnte Kausler seinem Freunde dienen. Die von ihm gegebene Idee eines Bauern-Lear hat Auerbach nicht ausgeführt, aber dieses und jenes andere. Das rührende Motiv im „Barfüßele", daß die Kinder am Hause der toten Eltern anklopfen, stammt aus einer wirklichen Begebenheit in Perouse, welche Kauslers Schwester erzählt hatte; ja ich erfahre, daß das Barfüßele selbst einmal bei ihm Pfarrmagd gewesen sei. Am meisten Beziehungen hat Kausler zu „Joseph im Schnee" gehabt. Die ganze Geschichte von dem im Schnee verirrten Kinde stammt aus Perouse, wo ein Kind im Wald verirrt und erfroren war; die schönen Verse, die Kausler als Inschrift auf das Grab dieses Kindes gedichtet hatte, hat Auerbach seiner Erzählung vorangestellt; noch mehr: der Pfarrer, der in der Geschichte eine Hauptrolle spielt, der einzige protestantische Geistliche, den Auerbach, in katholischer Umgebung aufgewachsen, in seinen Dorfgeschichten geschildert hat, ist das treue Abbild Kauslers — nur daß dieser nicht Weib noch Kinder hatte. Er lebte in Stille und Treue seinem Beruf; zum gewaltigen Donnerer, zum auserlesenen Kirchenmann war er nicht geboren — er dachte wohl an die Bibelstelle vom Sturmwind, vom Erdbeben, vom Feuer und von dem sanften Säuseln, in dem der Herr war. Seinem echten Christentum hätte Niemand am Zeug flicken können; aber von Dogmatismus, von Bekenntnischristentum, von Methodismus war gar nichts in ihm. Wenn er in seinen Briefen dem Unwillen über das laute und vorlaute Christentum und

Kirchentum Ausdruck gibt, auf das noch immer Lessings Wort paßt, daß man am meisten von dem redet, was man am wenigsten hat; so geschieht es nicht viel anders, als Auerbach seinen Pfarrer sprechen läßt: man hat ihm die erste offene Stelle versprochen — „Es wäre mir erwünscht, den Eltern nahe zu sein, und ich habe auch oft einen wahren Durst nach guter Musik; aber ich tauge nicht in die neue Orthodoxie und in das Aufpassen, ob man auch streng kirchlich predige. Und da ist unter meinen Amtsbrüdern ein ewiges Gesorge für das Seelenheil der Pfarrkinder, ein gegenseitiges Rezepte-geben, das viel von Prahlerei hat. Es ist damit, wie mit der Erziehung; je weniger von Erziehung Eltern anwenden, um so mehr wissen sie sehr gescheid davon zu sprechen. Seid brav, und ihr erzieht ohne viel Kunst und ohne beständige Angst und Fürsorge eure eigenen Kinder und eure Pfarrkinder. Ich weiß, ich stehe auf dem Boden der reinen Lehre, soweit meine Kraft reicht.“ Wenn man die Bezeichnung eines „Stillen im Lande“ ihres pietistischen Beigeschmacks entkleidet — denn alles Pietistische, Sektiererische, Konventikelmäßige war ihm als banausisch, als unbescheidene Ueberhebung zuwider —, so paßt sie auf Kausler vortrefflich, der in aller Stille und Treue seines Amtes waltete und es nicht liebte, mit täppischer Hand in das innere Leben anderer hinein zu greifen.

Er selbst wäre am liebsten in dem kleinen, geordneten Albdorfe geblieben. Die Geschwister in Stuttgart wünschten aber, daß er in größere Nähe zu ihnen zöge; denn Stötten war nur in einer Tagreise zu erreichen. So übernahm

Kausler im September 1863 die Pfarrei in Klein-Eislingen bei Göppingen, in dem anmutigen Filsthale, im Angesicht des Rechbergs, der zu den Fenstern herein grüßte; ein freundlicher, wohlgepflegter Garten umgab das Pfarrhaus. Aber die Gemeinde war sechsmal so groß als Stötten; es fehlte nicht an Fabrikbevölkerung, nicht an einer großen Menge von Kindern, die dem zarten, alternden Mann viel Mühe verursachten. Seine Kräfte sind wohl dadurch noch rascher verbraucht worden. Es fiel in die Eislinger Jahre viel Aufregendes im öffentlichen Leben; namentlich die Umwälzungen und Kriege, die im Laufe von acht Jahren schließlich zur Gründung des neuen deutschen Reiches geführt haben. Kausler war ein Mann des Beharrens und des friedlichen Ausreifens, nicht des Handelns. Er gehörte zu den unpolitischen oder antipolitischen Naturen, welche in ihrer menschlichen, moralisch-ästhetischen Betrachtung der Dinge durch lebhafte Bewegungen und Aenderungen der Weltlage gestört und gereizt werden; ein Idealist im Reiche des Geistes, trug er, wie Lessing, diesen Idealismus nicht etwa auf die Dinge des politischen Lebens über, sondern war schon früh geneigt, sich diesem als etwas Unedlem, Unreinem gegenüber zu stellen, als einer wüsten Bewegung der niederen Elemente, vor der man froh sein muß sich zu Calderons und Lopes Poesie flüchten zu können. Solche Geister — und es sind in der Regel die feinsten — werden stets in der Opposition sein, wenn auch in keiner lauten und thätigen, so doch in einer um so verstimmteren latenten. Es kam hinzu, daß Kausler nach seiner ganzen Art zu empfinden mehr Sym-

pathie für Oesterreich als für Preußen empfinden mußte. So trieben die Ereignisse der sechziger Jahre ihn nur immer mehr in sich selbst zurück. Auch an der Entwicklung der kirchlichen Dinge hatte er keine Freude; mit all den Neuorganisationen zur Stärkung des kirchlichen Lebens werde doch die Kraft nicht gewonnen, welche der katholischen Kirche in ihrer festen, alten Gliederung innewohne; die Persönlichkeit und Innerlichkeit des religiösen Lebens aber, in deren Hochhaltung er der allerentschiedenste Protestant war, leide unter solcher Veräußerlichung und es werde einem vielgeschäftigen Banausen- und Strebertum die Bahn bereitet, das „Göttliches wie ein Gewerbe treibt“, um mit Hölderlin zu reden. Für das Verhältnis der Konfessionen kannte er keine andere Richtschnur als die Lessingische: „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach“. Er hat es erlebt, daß infolge der Gründung des deutschen Reiches der Gegensatz der Konfessionen sich verschärfte; die schlimmsten Auswüchse des Konfessionalismus zu schauen ist ihm erspart geblieben.

In die ersten Jahre von Stötten fällt ein Versuch Kauslers auf dem dramatischen Gebiete. Er äußerte selbst, er sei einmal in die dramatische Form verliebt und lese alles, was an neuen Dramen erscheine; freilich sei schon lange nichts halbwegs Erträgliches erschienen. Als die Erzählungen bald fertig gedruckt waren — es muß im Winter von 1850 auf 1851 gewesen sein —, schrieb er an seinen Bruder: „Ich möchte gerne den Winter noch etwas Größeres, von meinen dramatischen Entwürfen einen anfangen, wahr-

scheinlich den Prinzen von Trapezunt, von dem ich dir ja schon gesagt habe". Im Jahre 1857 erfährt man mehr davon. Kausler hatte das Manuskript des Dramas ins Reine gebracht und es auf Auerbachs Drängen an ihn nach Dresden geschickt. Auerbach bot es einem Verleger an, der aber erklärte, er könne aufgeführte Stücke nicht nehmen, weil sie nicht bekannt genug würden; ebenso lehnte Krabbe den Verlag ab. Schade: es hätte sich gelohnt, die Freunde edler Poesie damit bekannt zu machen. Ich habe das Manuskript vor mir gehabt. Der Titel heißt: „Ein Kaiserhaus, Drama in fünf Aufzügen von K. Rudolf". Der Stoff ist der Geschichte des mittelalterlichen Kaisertums Trapezunt entnommen, und Kausler dürfte durch seine mit dem Wilhelm von Tyrus zusammenhängenden Studien darauf verfallen sein; ich habe aber seine Quelle nicht ausfindig machen können. Der Inhalt ist dieser. Malchus, der Kanzler des Kaisers Alexius von Trapezunt, hat dessen Sohn Demetrius beseitigt, um seinem eigenen Sohn Lucian auf den Thron zu helfen. Lucian soll zum Thronfolger ernannt werden, und um das zu beschleunigen, hat Malchus einen falschen scythischen Kriegslärm erregt. Demetrius, gerettet, kehrt heim. Er wird vom Vater erkannt, aber beide sind tief enttäuscht: der Vater macht sich Vorwürfe, den Sohn, ehe sein Tod bewiesen war, vergessen zu haben, der Sohn ist niedergedrückt von der Empfindung, daß ein Mensch so ganz vergessen und ausgewischt sein könne. Dem Vater redet sein Beichtvater, dem Sohn die Schwester Irene zu; beide wollen sich einander nähern, der Sohn, erschüttert, läuft davon, der

Vater stirbt. Demetrius verfällt völliger Schwermut und verschwindet von der Bühne. Malchus will seinen Sohn überreden, diese gute Gelegenheit zur Erringung des Thrones auszunutzen. Lucians gerader Sinn verschmäht das. Die Intrigue des Kanzlers wird durch einen zufälligen Zeugen der Unterredung ruchbar. Das Volk ist wegen der Feindesgefahr in Angst. Malchus zieht sich in ein Kloster zurück, der Meinung, das Volk werde ihn als Erretter daraus holen. Das Volk schart sich aber um Lucian und bringt vor den Palast, um Demetrius als König herauszuholen. Demetrius erwacht aus seinem Seelenschlummer und wird freudig begrüßt. Den scythischen Gesandten stellt er die Wahl zwischen Vernichtungskrieg und ehrlichem Bündnis gegen den Islam; sie wählen das Letztere. Malchus kommt reuig. Lucian und Irene werden einander anverlobt. — Die Verkettung ist nicht ganz fest und sicher. Man weiß bei Malchus nicht recht, wo der Schurke anfängt. Die psychologischen Situationen zwischen dem Kaiser und seinem Sohne sind sehr wahr; aber das nachherige Erwachen kommt etwas als deus ex machina. Die Charakterzeichnung ist nicht sehr dramatisch, das Ganze mehr lyrisch-beschaulich; auch eigentlich lyrische Partien von wirklicher Schönheit finden sich. Die Sprache ist edel, ohne Phrase, aber auch ohne hinreißende Kraft; dem Erzähler und Lyriker gehorchte sie mehr als dem Dramatiker. In den populären Scenen herrscht Prosa, in den meisten der Jambus — aber nicht fünf-, sondern vierfüßig. Das ist ein echt romantischer Tick und wohl auch etwas Opposition gegen Schiller, den Kausler

nicht liebte; dieses Versmaß ist für die Entwicklung eines tragischen Pathos zu kurz — und ohne das echte Pathos an der rechten Stelle keine tragische Wirkung! Dagegen ist manche schöne Situations-, Natur- und Seelenmalerei gelungen. Der hochgebildete Mann ist nicht zu verkennen, der überall her schöpft: aus der Bibel, aus der Antike, aus Shakespeare, aus Goethe, aus der Romantik, alles ohne schülerhafte Nachahmung, aber auch ohne durchschlagende Wirkung. So ist es denn auch nicht eben zu verwundern, daß die Versuche, das Stück auf einer Bühne anzubringen, welche Auerbach in Stettin, Eduard Kausler in Stuttgart machte, gescheitert sind; seine Vorzüge sind am allerwenigsten theatralischer Art, und es würde ihm bei einer etwaigen Aufführung schwerlich anders ergangen sein, als dem in geistiger Hoheit mit Kausler verwandten Rotter mit seinen Johannitern, die die Bühnenprobe kein zweites Mal gemacht haben.

Es sind mir noch zwei andere dramatische Pläne Kauslers bekannt, die beide unausgeführt geblieben sind. In seinem Nachlaß befindet sich ein kleines Konvolut von Entwürfen zu einem fünfaktigen Lustspiel „Zufall und Gemüt", das in der modernen Aristokratie an einem Badeorte spielen sollte. Man kann an das in der Nähe von Stötten gelegene Bad Eybach denken, das den Grafen von Degenfeld gehörte und wo Kausler aus- und einging. Die erhaltenen Notizen sind aber zu unvollständig, um einen Schluß auf den gesammten Plan zuzulassen. Zu Anfang des Jahres 1870 spricht ein Brief an Eduard von einer ganz anderen

Idee, einer „anti-antiken“ Behandlung des Märchens von Psyche und Cupido. „Gott Eros erfleht für sie Unsterblichkeit. Der Vater der Götter will diesen Wunsch gewähren, wenn sie selbst darnach verlangt; geschieht dies aber, so ist ihr Glück verschwunden, sie muß im Elend umher irren, bis sie die ihr auferlegte Prüfung bestanden hat. Diese besteht darin, daß ihr, während sie in der tiefsten Verzweiflung ist, ein Mittel angeboten wird, wodurch sie ihr höheres Leben vergißt und wieder ins bescheidene Menschenleben zurücktritt. Als sie dieses verschmäht und lieber elend sein, als ihres einstigen Glückes vergessen will, wird sie der Aufnahme in den Himmel für würdig erklärt. Ich habe mir daraus den Plan zu einem kleinen dreiaktigen Drama entnommen, das in einigen Stunden verläuft und nur drei Personen hat, Psyche und ihre zwei Schwestern, von denen die eine Priesterin der Adrastea, die jüngere dieser für einige Jahre für den Dienst der Göttin beigegeben ist. Am Schlusse dann die Göttin selbst und im Hintergrunde in priesterlicher Kleidung die andern Götter. Das Stück würde am Vorabend des Festes der Adrastea spielen. Die ältere Schwester wäre die herbe, um schmerzlicher Erfahrungen willen resignierte Priesterin, die jüngere ein liebevolles Weltkind. Der Hauptinhalt der Gespräche würde der Streit Psyches mit der Priesterin sein, welche ihre Schwester, wie Hiobs Freunde diesen, für eine Sünderin erklärt und sie sich demütigen heißt, während Psyche auf ihrer Unschuld besteht und die Götter der Ungerechtigkeit anklagt.“ Wem fallen dabei nicht Herders Paramythien und, was den Grundgedanken, die

innere Dialektik der Idee betrifft, Goethes Faust ein?

Diese Umwandlung einer antiken Erzählung erinnert an eine andere, die schon älteren Datums ist. Es war oben von Kauslers Beziehungen zu Auerbach die Rede. Wie Auerbach durch Erlebnisse und Eindrücke in Kauslers Hause mehrfach beeinflußt war, so hat umgekehrt er den Freund gelegentlich vermocht, aus seinem Stillschweigen hervorzutreten und ihm kleine Arbeiten für Zeitschriften, mit denen er in Verbindung stand, zu schicken. So schreibt Auerbach am 11. November 1857 an Kausler, er habe den „Liebesapfel“ in das „Frankfurter Museum“ gegeben. In dieser Zeitschrift ist aber kein derartiger Beitrag zu finden. Dem Titel nach kann wohl nichts andres gemeint sein, als das Gedicht, das 1863, ohne Kauslers Wissen und Wollen, unter der Ueberschrift „Der Apfel“ in Ludwig Seegers Deutschem Dichterbuch abgedruckt worden ist. Es ist eine freie Bearbeitung zweier Heroiden des Ovid, welche die Geschichte des Acontius und der Cydippe erzählen, in reimlosen spanischen Trochäen. Der Brief des Acontius ist bedeutend gekürzt, die Antwort der Cydippe, von der bei Ovid nur zwölf Verse überliefert sind, weiter ausgesponnen zu der rührenden Herzensgeschichte eines Mädchens, das der Gewalt seiner Neigung nicht länger zu widerstehen vermag. Später noch hat Kausler ein paar Beiträge zu Auerbachs eigenen Veröffentlichungen gestiftet. In Auerbachs Volkskalender auf das Jahr 1863 steht eine kurze, rührende Geschichte von einem armen Juden, im kleinen eine wirkungsvolle Toleranzpredigt: „Leberherz (aus den Erinnerungen

des Pfarrers vom Berge)". Sie ist bestimmt von Kausler, während man von den zwölf kleinen Skizzen aus dem Volksleben, welche schon in dem Jahrgang 1858 als „Aus dem Gedenkbuche des Pfarrers vom Berge" standen, wohl eher annehmen darf, daß sie ihrem Inhalt nach von Kausler stammen, die äußere Form aber von Auerbach dazu gegeben ist. In den „Deutschen Blättern", die Auerbach als Beilage zur Gartenlaube herausgab, steht 1863 aus Kauslers Feder der Aufsatz: „Ludwig Uhland als Lehrer. Eine Mitteilung aus Schwaben". Es war die erste Mitteilnng, durch welche die Welt etwas Genaueres über Uhlands kurze, glänzende Lehrthätigkeit erfuhr. Ich will einen Satz ausheben, nicht weil er für den Schreiber besonders bezeichnend, sondern weil sein Inhalt nicht ohne Interesse ist: „Uhlands Dichterruhm hatte in langsamem, aber unaufhaltsamem Wachstum draußen im Reich eben seine volle Höhe erreicht und drang nun von außen in seine schwäbische Heimat ein. Dort waren bis gegen Ende der zwanziger Jahre Uhlands Gedichte in wenigen Häusern zu finden. Aber jetzt brachten die Studierenden, die nach dem deutschen Norden gepilgert waren, um Savigny oder Schleiermacher und Hegel zu hören, die Kunde mit, daß Uhland der trefflichsten Dichter einer sei". Ob Kausler noch andere Arbeiten durch Auerbach in die Oeffentlichkeit gebracht hat, weiß ich nicht, es kann bezweifelt werden.

Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß ein „Märchen" Kauslers, das im Jahre 1865 brieflich erwähnt ist und dessen Veröffentlichung er nicht wünschte, weil er aus aller

Verbindung mit der Oeffentlichkeit sich zurückgezogen habe, dasselbe ist mit demjenigen, das er für Auerbachs Sohn Rudolf verfaßt haben soll, und mit demjenigen, das sich vollständig im Nachlasse vorfindet. Es führt den Titel „Zauber um Zauber" und behandelt, in demselben Versmaß wie der „Liebesapfel", eine Episode aus der Geschichte des Zauberers Merlin, von seiner Liebe zu der schelmischen Ninyane. Ich kann nicht umhin — abgesehen von dem nicht recht befriedigenden, etwas allzu geistreichen Schlusse — es mit Hermann Kurz, der es zu lesen bekommen hatte, ganz reizend zu finden: „es spielt so einfach anmutig und geistreich, daß ich lange nichts so Heiteres gelesen habe". Die hypochondrischen Bedenken des Dichters können für uns nicht mehr maßgebend sein. Ich bringe das Märchen unten zum Abdruck und hoffe, den Freunden romantischer Poesie damit Freude zu machen.

Die letzten Jahre von Kauslers Leben waren durch schwere Verluste der nächsten Angehörigen getrübt. Im Mai 1870 starb die eine der Stuttgarter Schwestern nach qualvollem Krankenlager. Die Erregung der Kriegszeit und ihre Erfolge konnten ihn aus seiner Zurückgezogenheit wenig mehr aufstören. Er selbst begann zu kränkeln; er hatte ja, ohne ernstlich krank gewesen zu sein, oft schon diese und jene Uebel zu beklagen gehabt. Nachdem er bereits im Sommer 1871 wegen neuralgischer Beschwerden einen Urlaub genommen hatte, brach im Oktober 1872 eine lange vorbereitete, aber zuvor nie erkannte Krankheit der Nieren plötzlich bei ihm aus. Während er auf dem Kirchhof einem Kinde die Leichen-

rede hielt, versagte ihm auf einmal die Sprache. Er brach ab und ging heim. Das Bewußtsein hat er nie verloren, der Geist blieb völlig klar, aber im Gebrauch der Sprache blieben schwere Störungen, die den Verkehr mit andern sehr erschwerten und sich nur langsam besserten. Er mußte sich eines Vikars bedienen und hatte das Glück, nach einander zwei Männer von künstlerischem Sinne zu Gehilfen zu bekommen, die es sich nicht verdrießen ließen, die Schwierigkeiten des Verkehrs zu überwinden, um durch reiche Anregung und Förderung ihres inneren Lebens belohnt zu werden. Noch immer muß der Mann, den ich nur in gesunden Tagen gekannt habe, einen mächtigen Zauber ausgeübt haben, wie ihn nur derjenige ausüben kann, der mit großer Geistesbildung die unverwüstliche Schönheit der Seele verbindet. Ich will nur die Worte hersetzen, die mir einer seiner Gehilfen geschrieben hat. Kausler hatte es gerne, wenn man bis Mitternacht bei ihm saß, weil er, schon in früheren Zeiten ein später Zubettgeher, nicht eher einschlafen konnte; „es sind mir die Abende wieder lebendig geworden, wo ich bei seinem guten neuen Fellbacher bei dem in seinem einfachen Rohrsessel gebeugt dasitzenden Mann mit dem feinen Profil, der hohen, edlen Stirn, dem geistvoll aufblitzenden Auge saß, dessen lebhaftes und zartes Empfinden eine oft hastige, stürzende Art zu sprechen und ein häufiges Erröten bis unter die Haarwurzeln verriet: ein Goethe-Prophet mit einem Schillerkopf“. Die Aehnlichkeit mit Schiller war schon vor langer Zeit Tieck aufgefallen, der einmal in Baden-Baden mit Kausler zusammentraf.

Eine dauernde Herstellung der Gesundheit ist nicht eingetreten. Am 27. August 1873 starb der Bruder Eduard nach längerer Leidenszeit; die eine der beiden Schwestern, die bei ihm gewohnt hatten, war allein. Im Dezember des nämlichen Jahres starb auch die Schwester Caspart. Nun entschloß sich Kausler im Jahre 1874, seine Entlassung aus dem Amte zu nehmen. Er erhielt sie und siedelte zu seiner Schwester nach Stuttgart über, in das Haus, das die Geschwister drei Jahrzehnte lang bewohnt hatten. Aber er sollte nur ganz kurz dort wohnen. Schon nach drei Wochen hat ihn ein erneuter Anfall seines Leidens am 27. November 1874 dahingerafft.

Kein Nekrolog hat das Gedächtnis des liebenswürdigen Mannes, des reichen Geistes und warmen Gemütes der Welt bewahrt. Auerbach hat davon geredet, sein Leben zu beschreiben, ist aber nicht dazu gelangt; nur ein paar Stellen seiner Briefe an Jakob Auerbach haben den Freunden das Bild Kauslers neu belebt. Er wäre der Aufgabe besser gewachsen gewesen als ich, der vierzig Jahre jüngere, den die dankbare Erinnerung an schöne Tage in der Nähe des Trefflichen nicht hat ruhen lassen.

Es kann an schwäbischen Landsleuten, vorzüglich an alten Stiftlern, oft beobachtet und bedauert werden, daß sie nicht dazu gelangen, den Reichtum ihres inneren Lebens der Welt mitzuteilen. Das trifft auf Kausler ganz besonders zu: „er ist nie zu einer vollen äußern Darstellung seines feinen und hohen Wesens gekommen", schreibt Auerbach von ihm. Auch das, was Kausler wirklich zu Tage gefördert

)at: es geht äußerlich nahe zusammen; und das Einzige, vas ihn der Welt hätte bekannt machen können, seine Er- ählungen, hat nicht zu den Vielen, sondern, was freilich nehr ist, zu den Wenigen gesprochen. Er selbst und seine freunde konnten sich des Schillerischen Wortes getrösten: emeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit em, was sie sind. Wenn es genug ist, den Besten etwas ewesen zu sein, in ihrem Gedächtnis als eine schöne Seele)rtzuleben, so wird ihm sein ehrenvolles Plätzchen in der Geschichte unserer schwäbischen Litteratur und Geistesge- chichte gesichert sein; ihm, von dem Auerbach geschrieben hat: Wenn man von Kausler spricht, wird man immer gut nd froh".

Die folgenden Seiten geben das Märchen, wie es sich im Nachlaß ausslers vorgefunden hat. Die äußeren Elemente für die Erzählung :gen in dem mittelalterlichen Roman Roberts von Borron vor. Aus im oder auch nur aus San-Marte's Buch über die Sagen von Merlin irb Kausler geschöpft haben. Er hat aber die Erzählung gleichzeitig erfeinert und psychologisch vertieft.

Zauber um Zauber.

Ein Märchen.

Endlich nun gelang's dem Dunkel,
Auszulöschen all den Lichtglanz,
Der sich weithin in die Runde
Aus Kardeuil ergoß, dem stolzen
Königsschlosse. Schwarz und ernst
Herrscht die Nacht jetzt. Eine einz'ge
Leuchte, von den tausend Lichtern
Noch ein überwachter Rest,
Wirft dort von des Schlosses Rampe
Nach des Parkes Gitterthore
Ihren matten Schein.
Geendet
In der Nacht des sechsten Tages
Ist das Fest der Sonnenwende,
Das der König von Britannien,
Uter Pendragon, des edlen
Jüngst geschied'nen Uters Sohn,
Auf Kardeuil mit seinem Hofe
Froh begangen. Viel der Lust
War den Gästen da bereitet.
Bei der Ritterspiele Pracht,
Bei der Jagd Belustigungen,
Bei dem Reigen, bei dem Mahle
Waren schöner Frau'n so viele
Zu erblicken, daß der Ritter
Manchem schwer es dünkte, rasch
Zu entscheiden sich, wohin

Er um Gunst sich wenden sollte.
Doch von Tinteyol die stolze
Herzogin Yguerne war's,
Die der edle König selber
Als den Stern der Sterne pries.
Stets mit ihr führt' er den Reigen,
Ihr zur Seite ritt zur Jagd er,
Neben ihr saß er beim Mahle.
Durft' er nennen sie sein eigen,
Seine Königskrone dünkt' ihm
Ein geringer Preis.
Verrauscht
Ist das Fest jetzt. Tiefes Schweigen
Waltet über Schloß und Garten.
Nur der Springquell in des Hofes
Mitte plaudert fort und fort.
Doch hält in dem Garten wo
Noch ein Späher sich verborgen,
So mag wohl bewähren sich
Ihm sein Argwohn, daß die Liebe
Auch im tiefsten Dunkel wacht;
Und der Sommernachtluft Schwingen
Mögen aus mancher Laube wohl
Heitrer Liebe frohes Necken,
Sichrer Treue traulich Kosen,
Leises Flüstern zarter Glut
Seinem Ohr entgegenwehen.
Drinnen auch im weiten Schlosse
Hört man durch die nächt'ge Stille
Wunderbare, leise Töne.
Wie mit Geisterschritten huscht es
Durch die Corridore. Hier jetzt,
Dort jetzt läßt geheimnisvolles
Rauschen, läßt ein heimlich Knistern
Einem Ohre sich vernehmen,
Das noch wach erhält des Zweifels
Scharfe Pein. Es ist Merlin,
Der mit angehaltnem Athem
An der Thüre seiner Kammer

Den verstohlnen Tönen lauscht.
Er, der zauberkund'ge Meister,
Alt an Weisheit, jung an Jahren,
Der die Einsamkeit der Wildnis,
Seinem Könige zu dienen,
Mit des Hofes üppigem Prunke,
Der der Liebe süße Knechtschaft
Um die Freiheit hat vertauscht.
Ja den Zauberer, den Weisen,
Hält ein Kind, das dem April gleich
Launenhaft in Einer Stunde
Droht und schmeichelt, lacht und grollt,
Hält die schlanke, goldgelockte,
Kindisch-schelmische Ninyane
Nun in Zauberbanden fest.
Bangen Herzens horcht er jetzo.
Klopft sie, eh' der Morgen graut,
Neckend noch an seine Thüre,
Um dann kichernd zu entfliehn?
Wird sie — stärker schlägt das Herz ihm,
Wie er's denkt — sich reuevoll
Unter Küssen, unter Thränen
An die Brust ihm werfen, ihm,
Was sie heut' an ihm gesündigt,
Abzubitten? Hat wie heute
Doch sie niemals ihn gekränkt.
Ihrer goldnen Locken jede
Machte sie zum Zauberfädchen,
Dran ein Herz gefesselt hing.
Schmeichelwort und huldvoll Lächeln
Hat an jeden sie verschwendet,
Aber ihm, dem treuen Freunde,
Galt der Grüße, galt der Winke
Auch nicht einer. Uebermüth'ger
Trieb sie nur das lose Spiel,
Wenn sein finstrer Blick an ihre
Pflicht sie mahnte. Wird sie jetzt
Kommen noch und ihn versöhnen?
„Ja sie kommt, sie ist's, es ist ihr

Leiser, leichter Tritt" so spricht er
Neu belebt, um neu getäuscht
Sich zu sehn, so oft es draußen
Auf dem Korridore rauscht.
Doch sobald des Morgens erstes
Licht in seine Kammer dringet,
Macht in Thränen, Zornesthränen
Dem gepreßten Herzen Luft er,
Und in Worten bittrer Reue
Schwört er ab der Liebe Dienst.
An dem offnen Fenster steht er,
Läßt sich von dem Hauch der Frühe
Die erhitzten Schläfe kühlen;
Aus den duft'gen Rosenkelchen,
Die den Sims umranken, schüttelt
Er den wunderthät'gen Thau,
Seine rotgeweinten Augen
Zu erquicken. Munter rauschend
Grüßt der Strom ihn aus der Tiefe,
Grüßend winken ihm des Parkes
Hohe Wipfel, und aus der Ferne
Winken duftumhüllt die Berge,
Die er seine Heimat nennt.

O du Thor, du Thor, beginnt er
Sich zu schelten, ward dir darum
Kunst und Weisheit, wie sie keinem
In Britannien je verliehn war,
Daß ein sprödes Frauenherz du
Deinem Könige bezwingest,
Zu erhöhn ihm Eines flücht'gen
Sommers eitle Lust? Zur Strafe
Für den Mißbrauch deiner Kräfte
Wardst du selber nun bezwungen
Von dem launenreichsten aller
Weiberherzen. O der Schmach,
Du, Merlin, der du des Feindes
Stärkste Burgen oft mit Einem
Wunderthätgen Worte brachst,

Hast mit tausenden von Bitten
Stets umsonst um stäte Treue
Eines Weibes Herz beschworen.
Du, der in des Meeres tiefste
Tiefen schauest, kannst den Sinn
Einer Thörin nicht ergründen.
All die Kräfte, die du dein nennst,
Weiß ein schlankes, wetterwend'sches
Kind mit Einem Blick zu bannen.
Auf! bevor des Zaubers Kraft,
Die dir täglich mehr entschwindet,
Dir versiegt, wirf ab die bunte
Tracht des Hofes, ab die Thorheit.
Gibt es Feinde zu bekämpfen,
Drachen zu vertilgen, dann
Höre deines Königs Ruf.
Doch Genosse seiner Freuden
Kannst ihm du, der Sohn der Wildnis,
Nimmer sein. So spricht Merlin
Und verläßt, dieweil der Hof
Freudensatt im Morgenschlafe
Noch sich wieget, Schloß Kardeuil.

Rasch durcheilt er Hof und Garten,
Schaut zurück nicht nach des Schlosses
Zinnen, die mit goldnen Bildern,
Werken seiner Zauberkünste,
In dem Morgenlichte glänzen;
Würdigt keines Blicks die Rosen,
Die, Yguernen zu erfreuen,
Er in Einer Nacht das weite
Schloß umranken ließ. Hinab
Stürmt die Stufen er, die marmorn
Von des Hügels schroffer Höhe
Von Terrasse zu Terrasse
Niederführen in das Thal.
Stürmt dahin — nicht Trank noch Speise
Labt ihn —, bis er spät am Abend
Des Gebirges Kamm erklommen,

Wo sich um den klaren Bergsee
Zwanzig Meilen weit der wilde
Wald von Braceliande dehnt.
Drei der Tage, drei der Nächte
Schläft er nun ununterbrochen
In des Waldes stillem Schatten.
Seinen Schlaf stört keines Vogels
Stimme, keines Wildes Schrei.
Lautlos harren sie, sie wissen,
Daß der Herr des Waldes schläft.
Als am vierten Morgen endlich
Er erwacht, wie freudig grüßt er
Himmel und Sonne, Wald und See!
Was am Hofe Pendragons
Er erlebt, ihm ists zum nächt'gen
Traume worden, der im goldnen
Licht der Frühe nun zerrinnt.
Frei von Hoffnung, frei von Furcht,
Selten nur der Welt gedenkend,
Nur um seiner Einsamkeit,
Seiner neu errung'nen Freiheit
Stilles Glück stets neu zu preisen,
Lebt er nun der Friedenstage
Viele. Wo unnahbar fast
In des steilsten Berghangs Mitte
Ueber der quelldurchrauschten Schlucht
Sich von Tannen überschattet
Eine Höhle wölbet, dort
Hat er sich aus weichem Moose
Eine Lagerstatt bereitet
Für die Nacht. Denn wenn die Dämmrung
Grauet, steigt er auf die Höhe,
Um des Sonnenaufgangs Feier
Zu begehen. Dann durchstreift er,
Von den munteren Geschöpfen
Seines Waldes froh begrüßt,
Höhn und Schluchten und erforschet
Die Geheimnisse der Schöpfung.
Was er sinnend, was er lauschend

Dann erkundet hat, das schreibt er
Nieder in ein großes Buch.
Oft geschieht es, wenn er also
Von der Eiche dunkeln Zweigen
Ueberwölbet sinnt und schreibt,
Daß sich rings um ihn die Tiere
Lagern und in stummem Staunen
Ihn betrachten. Nur die kleinen
Vögelchen, die er vor allen
Zärtlich liebt, sitzt allzu lange
In Betrachtung er versunken,
Wagen sie's und fliegen neckend
Auf das Buch ihm. Wenn die Sonne
Dann zur Rast geht, sinds die Sterne,
Deren Pracht sein Auge wach hält.
Spät erst kehrt in seine Höhle
Er zurück, in leichtem Schlafe
Neue Kraft zu neuen Freuden,
Die der Morgen bringt, zu finden.

Doch als mählich nun der Wald
Sich mit buntem Laube schmücket,
Und am Morgen träumerische
Nebelstreifen seines Berges
Fuß umschleichen, welch ein seltsam
Neues Leben will des Meisters
Sich bemeistern? Welche Macht
Hat umwoben ihm die klaren,
Frischen Augen, die so rasch sonst
Jedes Wesens Signatur
Scharf erkannten? Seiner Bergwelt
Traute, heimische Gestalten,
Sie verwandeln sich in immer
Neuer, wechselnder Vermummung.
Ist ein Fels, ist eine Burg es,
Ist's ein Riesenweib, das hier
Ob der wilden Schlucht so drohend
Sich erhebt? Was dort auf schroffen,
Dunkeln Klippen sich gen Himmel

Schwinget, ist es ein Gedicht
Bunter Abendwolken, ist es
Ein Palast nicht, der mit goldnen
Zinnen pranget? Wie so sanft
Sich das Meer in rosiger Glut
Um die schwarzen Felsen schmieget!
Mächtig zieht es ihn dahin,
Und er eilet schon im Fluge
Seiner Sehnsucht sel'ges Ziel
Zu gewinnen, da zerrinnet
Das Gebilde und beschämt
Wird er seiner Täuschung inne.
Selbst wenn er am hohen Tage
Durch die Wälder streifet, kreuzen
Dämmrig schwankende Gestalten
Geisterhaft vorüberhuschend
Seine Pfade. In der Nacht dann,
Hat den Schlaf, der sonst so willig
Sich genaht, er spät und schwer
Nun gefunden, so umfängt ihn
Eine wunderbare Traumwelt,
Deren klare Bilder langsam,
Wenn des Morgens er erwacht,
An den Wänden seiner Höhle
Sich in leichtem Dunst verziehn.
Ja, als einst er in der Frühe
Wieder aufblickt, will das Traumbild
Nicht mehr weichen. Die Krystalle,
Deren Wunderpracht im Traume
Ihn entzückt, sie zieren ringsum
Seine Wand. Da fällt's wie Schuppen
Von den Augen ihm: zu lange
Ließ er rasten seine Kraft.
Seines Winkes sonst gewärtig,
Ist des Zaubers Ueberfülle
Ihm jetzt meisterlos entströmt.

Da beschließt er durch die Kraft
Der geheimen Kunst ein Schloß sich

Zu erbauen. Zu dem See,
Der auf des Gebirges Höhe
In des Waldes Mitte ruht,
Lenkt er seine Schritte. Dort
An dem moos'gen Ufer läßt er
Sich auf einer Felsbank nieder,
Um „Schloß Einsamkeit" im Geiste
Aufzurichten, denn wenn reichlich
Ihn die Zauberkraft erfüllt,
Steht jedwedes Werk, sobald er's
Nur im Geiste hat vollendet,
Sichtbar und lebendig da.

Wie er sinnend nun, die Augen
Von der Rechten überdeckt,
An dem Ufer sitzt, so sieht er
Mit des Geistes Augen plötzlich
Einen Sockel von Granit
Feingeschliffen aus des Sees
Mitte tauchen. Drauf erhebt sich
Ein krystallnes Rundgebäude,
Ueberwölbt mit einer Kuppel
Von Topas. Und um die Runde
Windet rings sich her mit goldner
Balustrade ein Altan.
Vom Altane leiten weiße
Marmortreppen, deren Stufen
Breit und sanft sich heben, vier
Nach den Richtungen des Himmels,
Zu den Brücken, fest und zierlich
Aus metallnem Guß gebildet.

Also schaut er es im Innern,
Und, wie er's gesehn im Geiste,
Steht es wirklich, als die Augen
Er nun öffnet, vor ihm da.
Doch nur einen flücht'gen Blick
Kann er seinem Werke gönnen,
Mächtig drängt der innre Reichtum,

Das Begonnene zu fördern;
Denn den bergkrystallnen Wänden
Fehlet noch der Schmuck der bunten
Blumen, Laub- und Fruchtgewinde,
Keine Erzgebilde zieren
Noch Balkon und Treppen, leer
Stehn noch die Gemächer, öde,
Unfruchtbarer Moorgrund breitet
Sich das Ufer um den See.
Und so schafft er unermüdet
Weiter, bis auch das Geringste
Sich des Großen würdig zeiget,
Bis sich alles wohl vereint hat,
Abzubilden sein Gemüt.

Als er nach der Tage dreien
Nun das ganze Werk vollendet,
Als nun auch, was von des Waldes
Tieren fein und frommer Art ist,
In des blumenreichen Gartens
Neuer Heimat fliegt und flattert,
Kriecht und hüpft, von neuem jetzt
Kann er wieder sich der Stille,
Sich der Einsamkeit erfreuen.
Scharf und helle wie zuvor
Ist sein Auge, klar und helle
Wie der Bergsee sein Gemüt.
Froh durchwandelt er der hellen
Tage manchen nun, sobald der
Höhern Sonne Glanz und Hauch
Düstrer Morgennebel Grauen
Sanft bezwingt, daß sie als weicher,
Lichter Duft die fernen Höhen
Leis umhüllen, froh durchstreift er
Seine Schöpfung, bis der blasse
Glanz des Abends freudenmüde
In das Blau der Nacht verglimmt.

Herbstlich klarer Tage viele

Schwanden so dahin, da steht er
Eines Morgens — um die neunte
Stunde war es — auf des Schlosses
Weit umschauendem Balkone
Und betrachtet, wie die Runde
Die sein Blick beherrschet, jetzt
Sich entschleiert, jetzt aufs neue
Sich verhüllet. Schwerer ringen
Heute Sonnenlicht und Dunst.
Als ein Meer umwogt der Nebel
Des Gebirges Fuß. Wie wechselnd
Er sich hebt und senkt und rastlos
Sich aus Höhn und Tiefen neue
Dämmerbilder schafft, so dränget
Auch im Inneren Merlins
In chaotischem Gewirre
Bild an Bild sich. Ist es Ahnung
Neuen Lebens, ists Erinn'rung
Einst genossnen Glückes? Leise
Wehmut überschleicht sein Herz,
Wie die dämmernden Gestalten
Halbverhüllten Angesichts
Schüchtern grüßend und vertraut doch
Rasch an ihm vorüberfliehn.
Wirds sie festzuhalten nimmer
Ihm gelingen? In sein Sinnen
Tief versunken, mit der Rechten
Seine Augen deckend, steht er
An die goldne Balustrade
Angelehnet. Mehr und mehr
Lichtet sich das innre Bild und
Mehr und mehr entwölkt die sinnend
Ernste Stirne sich. Was mag er
Wohl im Geiste schau'n? Ein sel'ges
Lächeln spielt um seine Lippen.
Da mit einmal schreckt er auf.
Eines Hüfthorn's heller Klang
Hat ihm seinen Traum verscheucht.
Aber nein — erblickt er nicht

Mit den offnen, wachen Augen,
Was er mit geschlossnen sah?
Blitzt nicht Berg und Thal im hellen
Sonnenscheine? Was sein offnes
Auge durch des Waldes Lichtung
In der Ferne dort erblickt,
Ist's nicht Pendragon der König,
Ist's von Tinteyol die stolze
Herzogin Yguerne nicht?
Und die zierliche Gestalt,
Die den weißen Zelter jetzo
Den Geleitern weit voransprengt,
Ist sie fremd denn dem Gesichte,
Das noch eben ihn entzückte?
Kennt er denn die weichen, goldnen
Locken nicht mehr, die so fröhlich
In dem Morgenwinde flattern?
Kennt sie ihn doch! Grüßend schwenkt sie
Schon den Jägerhut.

Wie ist ihm
Doch geschehen? hat bewußtlos
Er die Zauberkunst geübt?
Ja so ist es, länger nicht
Kann er zweifeln, länger nicht
Läßt das trunkne Herz ihn säumen.
Seine Arme weit geöffnet
Eilt er nieder. Ein Moment noch,
Und sie hängt an seinem Halse,
Unter Thränen, unter Küssen
Abzubitten, was im Leichtsinn
Sie gesündigt, und geläutert
Durch der Reue Pein gelobt sie
Neue, wandellose Treue.

O wie gerne lauscht Merlin den
Süßen Worten, wie so gerne
Läßt er ihre sanfte Hand ihn
Zu dem Könige geleiten,

Der Yguernen an der Seite
Nun des Waldes Saum erreicht hat.
Und welch freudiges Erstaunen,
Als der König den so sehnlich,
Den so lange schon Gesuchten
An der Freundin Hand erblickt!
Eilend schwingt das hohe Paar
Sich zur Erde; stürmisch schließt der
König ihn in seine Arme,
Und Yguerne reicht, die stolze,
Ihm zum Kuß die Wange dar.

Langsam, denn der Fragen viele
Lasten auf des Königs Herzen,
Schreiten sie, dieweil die Diener
An des Waldes Eingang harren,
Nun dem Schlosse zu, das gastlich
In der herbstlich bunten Blumen
Reicher Zier entgegen winkt;
Allzu langsam für die Neugier
Ninyanens, die den andern
Stets voraneilt und bei jedem
Neuen Anblick kindlich jubelnd
In die kleinen Hände schlägt.
Das was hemmt mit einmal ihre
Leichten Schritte? Wie gefesselt
Steht sie fest, dann ringt sie schmerzvoll
Ihre Hände und ein dreifach
Wehe tönt von ihren Lippen.
Auch den König, auch Yguernen
Faßt ein schmerzliches Erstaunen,
Als erschreckt von Ninyanens
Rufe sie den Blick erheben,
Denn der wundervolle Bau
Des Krystallpalastes zittert,
Wogt und schwankt gleich dem Metalle,
Das in Feuersglut zerfließt.
Immer dichter wird der rötlich
Graue Dunst, in den es mählich

Sich zu lösen scheint: in immer
Weitern Kreisen dehnt er sich,
Bis zuletzt nur eine Wolke
Düster ob dem Wasser schwebt,
Die ein frischer Hauch des Windes
Bald zerstreuet.

Weinend stürzt sich
Rinyane an die Brust
Ihres Freundes, doch Merlin
Spricht mit Lächeln: Was so schmerzlich
Du beweinst, mein Kind, du selber
Hast es ahnungslos vollführt.
Fern dem Zauber deiner Reize
Hab' ich dieses Werk erschaffen,
Hab' ich dieses Werk erhalten,
Und dich selbst mit meines Geistes
Kraft in diesen Kreis gebannt.
Nun du ihn betreten, weicht sie,
Ueberwunden von dem Zauber,
Der, Geliebte, dich umströmt.
Denn der mächtigste der Zauber,
Dem sich jeder Bann besiegt gibt,
Ist die Schönheit. Wohl mir, der ich
Sieger erst, nun ein Besiegter
Wurde, denn bezaubert sein,
Seel'ger ist es als bezaubern,
Wenn die Schönheit in die Kette,
Die mit sanftem Zauberbanne
Uns umschlingt, der treuen Liebe
Täglich neue Rosen flicht.

Ludwig Seeger.

Größere Gegensätze sind nicht wohl denkbar als zwischen Kausler und seinem treuen Freunde Seeger. Dort die aristokratische Feinheit, hier die volkstümliche Kraft; dort scheue Zurückgezogenheit, hier kühnes Hineingreifen ins praktische Leben. In ihrer poetischen Thätigkeit nicht anders: dort eine vom Markte sich fern haltende, zeitlose romantische Dichtung, hier eine kecke Erfassung der Zeitfragen und der Bedürfnisse des Volkes. Auch die äußere Erscheinung war so verschieden, als zarte Biegsamkeit und markige Kraft nur sein können. Eines haben beide gemein gehabt: es war ihnen mit ihrer Poesie Ernst, für müßige Stunden haben sie nicht geschrieben; und noch eines, das hart daneben liegt: sie sind beide früh vergessen worden, der eine, nachdem er nur wenigen bekannt geworden, der andere, nachdem sein Name in vieler Mund gewesen war; der eine, weil er nicht für die Zeit und Welt geschrieben hatte, der andere, weil rasche und glänzende Entwicklung der Dinge auch das Gefeiertste dem Schatten übergeben hat.

Ludwig Friedrich Wilhelm Seeger war ein Sohn des Schwarzwalds, energisch, straff und derb wie seine Lands-

leute. Wenn Kauslers Vorfahren seit längerer Zeit dem Land als Beamte zum Teil in höheren Stellen gedient hatten, so war Seegers Vater zuerst aus der ländlichen Umgebung herausgetreten, als der Sohn eines Wirtes in dem Dorfe Schwann bei Neuenbürg. Im Jahre 1776 geboren, hatte er studiert und war Präzeptor und Reallehrer im Wildbad geworden, als was er 1843 auch gestorben ist; er hat von der litterarischen Thätigkeit des Sohnes noch einen nicht unbedeutenden Teil mit erlebt. Von seiner Frau, der Tochter des Wildbader Diakonus Zeller, hatte er sieben Kinder, worunter vier Söhne. Den ältesten Sohn, der ihm am 30. Oktober 1810 geboren wurde, hat er nach sich selbst Ludwig genannt; körperlich und geistig erinnerte dieser an den Vater, das poetische Talent aber soll mütterliches Erbteil gewesen sein. Von den drei jüngern Söhnen, unter denen der jüngste schon als Student gestorben ist, war der mittlere Adolf, fünf Jahre jünger als Ludwig, ihm geistig besonders verwandt; er hat die Rechte studiert und ist schon in jungen Jahren einer der gefeiertsten Juristen und der einflußreichsten Parlamentarier in Stuttgart geworden; nach einer mehr als fünfzehnjährigen gemeinsamen politischen Thätigkeit ist er, von Krankheit und rastloser Arbeit verzehrt, dem älteren Bruder im Tode bald nachgefolgt. Für Ludwig hatte die Mutter das theologische Studium gewählt. Der Vater selbst und der Diakonus Seybold erteilten dem Knaben den ersten Unterricht; im zwölften Jahre kam dieser in die Lateinschule Calw zu dem Präzeptor Schwarz und 1824 in das Seminar Schönthal. Dort fiel er bereits durch

seine Vorliebe für das Griechische auf. Im Tübinger Stift, das er 1828 bezog, setzte er die philologischen Studien fort; er hörte neben den vorgeschriebenen theologischen Vorlesungen solche über Encyklopädie der römischen und der griechischen Klassiker bei Tafel, über des Euripides Phönissen und die Vögel des Aristophanes bei dem Repetenten Ludwig; er hat daneben französischen Unterricht genommen und sich im Sommer 1832 in Uhlands Stilistikum mit einem lyrischen Gedicht vernehmen lassen, das der Meister ihm gelobt hat: „es gibt uns den wahren und frischen Eindruck einer Schwarzwaldgegend mit ihrem heimlichen Innern und ihren weiten Ausblicken". Von den früher genannten Freunden war ihm Richter damals persönlich und dichterisch am engsten verbunden, kaum weniger Kausler, der ihn noch später seinen besten Freund genannt hat; in Seegers letztem Studienjahre kam Hermann Kurz dazu. Seegers gerade, übersprudelnde Natur kam mit der damals noch sehr engen Zucht des Stifts mannigfach in Konflikt. Lassen wir ihn selbst reden. „Vertieft in philosophische Studien, denen seine damalige Entwicklungsstufe noch nicht gewachsen war, ein irrender Ritter im Garten der Romantik, vermochte er oft beim besten Willen Uebertretungen der Disziplinargesetze nicht auszuweichen. Das Gefühl, sich häufig gestraft und scharf getadelt zu sehen, ohne sich doch einer moralischen Schuld bewußt zu sein, legte in ihm den Grund zur Abneigung gegen eine Anstalt, auf die er jetzt in mancher Beziehung dankbar zurückblickt". Ein reges geistiges Interesse und fleißige Arbeit haben ihm auch seine Vorgesetzten nach-

gesagt, wie er denn schon im Sommer 1829 eine akademische Preisaufgabe über das Leben Samuels gemacht hat, die leider zu spät fertig wurde. Im Sommer 1830 entzog sich Seeger weiteren Maßregelungen durch freiwilligen Austritt aus dem Stift; „ich glaubte, alle Exzesse würden ein Ende haben, meine frühere Freudigkeit zum Studieren, die mir immer einen der ersten Plätze in meiner Promotion sicherte, werde wiederkehren, wenn ich nur vom äußerlichen Polizei=reglement befreit mich meiner lebendigen Natur gemäß be=wegen könnte". Freilich nötigte ihn nun seine finanzielle Lage, die erste theologische Prüfung so rasch als möglich, ein Jahr vor seinen Altersgenossen zu machen. Er bestand sie im Sommer 1832.

Bis zum Frühjahr des nächsten Jahres war Seeger Vikar in dem Schwarzwaldstädtchen Wildberg, nahm aber, als er die dortige Amtsverweserei nicht erhielt, da er noch nicht ein Jahr im Dienste gewesen war, einen Auftrag an, der ihn schon jetzt in die später mit großem Glück von ihm ver=folgte Laufbahn des Lehrers hinein brachte. Der Pfarrer Cellarius in Geifertshofen bei Gaildorf gewann ihn als Hauslehrer für seinen achtjährigen Sohn. In dieser Stel=lung, zugleich in der Pastoration des Ortes mit aushelfend, verbrachte er, in der Waldeinsamkeit eines abgelegenen Dorfes, drei Jahre bis zum Mai 1836; drei Vierteljahre lang, von 1834 auf 1835, hatte er seinen Freund Kausler in einiger Nähe und konnte gelegentlich auf rüstiger Fuß=wanderung mit ihm ein paar Stunden zusammen sein. Eine launige Epistel in Versen, die er an ihn gerichtet hat, gibt

Zeugnis von diesem Verkehr. Er ist im Regen nach Gaildorf gewatet und hat Kausler nicht getroffen; ohne den hat ihm nichts recht geschmeckt und es wäre zu wünschen, daß sie sich bald bestimmt treffen würden. Einstweilen teilt er ihm mit, daß er die Doktorwürde zu erwerben wünsche. Außerdem hat er an Uebersetzungen des Platon und des Sophokles gearbeitet. Er war für die Hallbergerische Verlagshandlung thätig und hat in mehreren Nummern des Cottaischen Morgenblatts 1835 seine ersten Gedichte, nachdem sie Kauslers Censur bestanden, veröffentlicht; in den folgenden Jahren sind ihnen in derselben Zeitschrift noch manche andere nachgefolgt. Das waren aber Freistundenarbeiten. Sein wohl nicht immer ganz leichtes Doppelamt hat er mit Fleiß, Pünktlichkeit und zufriedenem Sinne geführt, wie ihm sein Brotherr nachrühmte.

Im Mai 1836 siedelte Seeger nach Stuttgart über und brachte dort den Sommer zu in Gesellschaft von Hermann Kurz, der seit Anfang des Jahres bei Hallberger als Uebersetzer beschäftigt war. Er gab in Stuttgart Privatunterricht, den ihm Gustav Schwab verschafft hatte, und nahm solchen im Englischen. Das gute Zeugnis, das ihm sein Pfarrer ausgestellt hatte, und gewiß auch Schwabs mächtige Empfehlung verschaffte ihm glänzende Anträge von Hofmeisterstellen. Einen davon hat er im nämlichen Jahre angenommen und damit wenigstens indirekt seine Zukunft für mehr als ein Jahrzehnt bestimmt. Er trat im November 1836 bei einem Herrn Fischer-Graffenried in Wabern bei Bern als Hauslehrer ein. Die Familie

Fischer war eine der angesehensten von Bern; er hätte, so sagte man ihm in der Stadt, nicht leicht in eine angenehmere Stellung kommen können; einen Knaben hatte er zu unterrichten und daneben Zeit für eigene Arbeit. Wie überall in der Welt, so kamen auch in Bern die Schwaben wöchentlich einmal zusammen; Seeger rühmte namentlich Rudolf Lohbauer, der im selben Jahr als Flüchtling nach Bern gekommen war und längere Zeit als Professor der Militärwissenschaften dort lehrte.

Ich habe nicht erfahren können, wie lange Seeger in seiner Hauslehrerstelle geblieben ist. Es scheint, daß er von Anfang an daran dachte, als öffentlicher Lehrer in Bern eine Stellung zu finden. Wie in der übrigen Schweiz, so haben damals in Bern verschiedene Schwaben mit Auszeichnung gewirkt, namentlich als Lehrer. Seit Ostern 1838 war Seeger von der Stadt Bern angestellt als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache an der obern Abteilung der Realschule, welche als Vorbereitungsanstalt für das höhere Staatsgymnasium diente; später ist ihm auch ein Teil des deutschen Unterrichts übertragen worden. Das war ein für ihn wie für wenig andere geeigneter Platz; denn er hatte nicht nur die gründliche Vorbildung und die philologische Begabung für den Unterricht in den alten Sprachen, sondern auch den guten Willen, seine Kraft ganz in den Dienst der Bildung des Volkes zu stellen; noch an seinem Grabe ist ihm nachgerufen worden: „Auch er war ein Professor, aber er wollte das Leben nicht mit Schulweisheit meistern. Er verachtete das Wissen, das dem Leben

nicht dient, und haßte, was dem Volk nicht frommt. Er war ein sprechender Beleg dafür, daß Geist und hohe Bildung dem Volk nicht zu entfremden brauchen, daß sie in ihrem Kerne nicht vornehm sind". Das Zeugnis, das ihm seine Schuldirektion wenige Jahre nach dem Antritte des Amtes ausgestellt hat, ist das beste und wird bestätigt von dem einzigen Kollegen, der noch am Leben ist; schöne Kenntnisse, gute Lehrmethode werden an ihm gerühmt und die Hoffnung ausgesprochen, daß die Schule seinen Unterricht noch lange zu genießen haben möge. Seine Ferien aber hat Seeger gerne in der alten Heimat zugebracht und sich dort auch seine Frau geholt. Im Frühjahr 1842 verheiratete er sich mit Pauline, der Tochter des Medizinalassessors, späteren Medizinalrats Zeller in Stuttgart. Das Glück seiner Ehe hat er in einigen Liedern von männlich starker Empfindung besungen.

Der unermüdlich fleißige Mann, dessen Fleiß durch eine eiserne Gesundheit unterstützt wurde, fand neben der Schularbeit auch Zeit zu ausgedehnter und bedeutender litterarischer Thätigkeit. Es war ihm von der Natur ein hervorragendes Talent der Form und des treffenden Ausdrucks gegeben, und dieses wies ihn zusamt seiner starken philologischen Begabung und Neigung, die aus der nämlichen Wurzel stammte, vor allem auf die Uebersetzerarbeit hin. Es kam aber zu diesen persönlichen Vorbedingungen auch noch ein starker Anreiz aus den Eindrücken der Zeit und der Heimat. Es ist ja in Deutschland immer viel und häufig gut übersetzt worden. Aber wie andere Teile der

schönen Litteratur, so hat auch dieser zeitliche Perioden und räumliche Mittelpunkte seiner besonderen Blüte gehabt. Es waren immer solche Zeiten, welche durch starke Formtendenz und lyrische Haltung ausgezeichnet waren. So hat mit dem Kreise der Göttinger Dichter, vor allen mit Voß, eine bedeutende Uebersetzerthätigkeit begonnen; eine zweite große Welle fällt in den Anfang unseres Jahrhunderts, als die Romantiker den Blick auf die Litteraturen aller Völker gelenkt, das Ohr für den Klang südlicher Formen geschärft hatten, als Tieck und August Wilhelm Schlegel als Virtuosen glänzten; eine dritte in die dreißiger Jahre und nach Stuttgart, welches damals ein litterarischer Mittelpunkt war wie nie zuvor und nie später. Dort hatte Gustav Schwab schon 1827 die bis jetzt noch verbreitetste Sammlung von Uebersetzungen griechischer und römischer Schriftsteller begonnen, und einzelne Uebertragungen wie ganze Bibliotheken von solchen aus neueren Sprachen schossen wie Pilze aus dem Boden hervor. Neben Aelteren, wie Notter, Mörike, Pfizer, sind auch mehrere aus Seegers akademischem Freundeskreis, Fink, Keller, Kurz, mit Uebersetzungen beschäftigt gewesen. Das erste, was Seeger als Uebersetzer veröffentlicht hat, waren Berangers Lieder, „in den Versmaßen des Originals verdeutscht durch L. S. Rubens“, welche bei Chr. Fischer in Bern von 1839 bis 1841 in drei Bänden erschienen und zwanzig Jahre später mit dem rechten Namen des Uebersetzers neu aufgelegt worden sind. Seeger war nicht der erste deutsche Uebersetzer des französischen Liederdichters, der auf den Plan trat. Eine Auswahl seiner Ge-

dichte hatten 1838 Chamisso und Gaudy übersetzt, und im Jahr 1839 selbst sind hundertunddrei Lieder Berangers in der Uebersetzung von Philipp Engelhard Nathusius erschienen. Allein Seegers Uebersetzung war vor allem einmal die vollständigste, sie enthielt über doppelt so viele Lieder als die zuletzt genannte. Nur ganz wenige der damals schon bekannten Gedichte Berangers hat Seeger weggelassen. Er sagt: „In der Auswahl aus diesen Liedern, die man so vollständig als möglich geben wollte, wären vielleicht andere noch strenger gewesen. Wir auch, wenn wir nicht besorgt hätten, durch allzuvieles Bürsten und Reiben mit Fleckenseife dem Volkspoeten seinen alten, ehrlichen Rock zu Schanden zu richten"; und unter den weggelassenen Gedichten sind gerade solche, wo Beranger eben nicht Volksdichter ist, wo die Sinnlichkeit nicht in der erlaubten Gestalt der Natürlichkeit auftritt, wo sie, um jenen treffenden französischen Ausdruck zu gebrauchen, nicht nackt, sondern ausgekleidet ist. Da und dort ist auch in den übersetzten Gedichten ein Ausdruck der Decenz zu Liebe gemildert — gewiß nicht gerne, denn die gesunde Natur Seegers liebte es, das Natürliche gerade auszusprechen. Außerdem ist die Uebersetzung in strengem Anschluß an die Versmaße des Originals gemacht; nur ganz selten in besonders schwierigen Formen, die der französischen Sprache mit ihrer Leichtigkeit des Reimens und ihrer bloßen Zählung der Silben leichter als der deutschen fallen, hat Seeger sich unbedeutende Abänderungen gestattet. Es ist für den einfachen, liedmäßigen Charakter der deutschen Lyrik seit Bürger und Goethe, für

ihre Abwendung vom Odenmäßigen und Rhetorischen ganz bezeichnend, daß Beranger fast der einzige französische Lyriker war, der bei uns wirklich Eingang gefunden hat; selbst Hermann Kurz, der als Uebersetzer sich mit Erzeugnissen höchster Stilformen besonders viel beschäftigt hat, meinte einmal, das sei doch eigentlich die einzige Natur unter den französischen Poeten. Seegern selbst hat jedenfalls die volkstümliche Frische an ihm besonders angezogen. Er meint, gewiß im Hinblick auf die damals so eifrig gezüchtete Musenalmanachspoesie, die er schon fünf Jahre vorher „miserabel und lausig" gefunden hatte: „Die deutsche Lyrik ist nachgerade etwas duselig geworden. Werfen wir wieder etwas guten, derben Pfeffer in die breite, fade Sauce, womit sich die Deutschen seit Jahren den Magen verschlammt haben". Nun ist aber der populäre französische Liederstil wesentlich verschiedener Art von dem deutschen: nicht sentimental, sondern frisch und lustig, der Umkreis seiner Vorstellungen und Bilder ist ein anderer, die Form, bei Beranger großenteils vorhandenen Volksmelodien angepaßt, eine mannigfaltigere, bewegtere. Es ist deshalb zweifellos nichts weniger als leicht, Beranger in unsere Sprache zu übersetzen, und zu den Schwierigkeiten des Inhalts und der metrischen Form kommt noch die einer Sprache von ganz abweichendem grammatischem Bau. Wenn es also auch in Seegers Uebersetzung Stellen gibt, die fremd berühren können, so ist das selten, weit seltener als zu erwarten gewesen wäre; man hat meist nur zu staunen, welche Leichtigkeit und Natürlichkeit der Ausdruck auch in der Uebersetzung noch bewahrt hat.

Seeger sagt: „Wenn auch dieser reiche Herbst von süßen und herben, feinen und groben, frischen und mürben Früchten, wenn Beranger's Lieder in einer des Dichters nicht ganz unwürdigen Form in die deutsche Litteratur eingeführt kein neues, belebendes Ferment darin werden sollten, immerhin ist es der Mühe wert, die Volubilität, den Formenreichtum und Wohlklang der deutschen Sprache an diesen bisher im Ganzen fast für unübersetzbar gehaltenen Liedern zu erproben". Das ist ihm gelungen, soweit es nur gelingen konnte. Auch später hat sich Seeger noch mit Beranger beschäftigt. Er hat im Morgenblatt 1857 eine biographische Schilderung des Dichters, im folgenden Jahr eine Uebersetzung seiner Prosaerzählung von der Mutter Jarry, 1859 von den „Liedern des Alters" gegeben.

Weit leichter, wohl auch dankbarer mußte die Uebersetzung eines andern fremden Lyrikers sein, welche Seeger um dieselbe Zeit oder gleich hernach unternommen hat. Ich habe ein ganzes Heft Uebersetzungen von Liedern Thomas Moore's vor mir gehabt aus den Abteilungen „Jugendgedichte", „Gedichte in Beziehung auf Amerika" und „Oden an Nea", welche außerordentlich gelungen sind und bei genauem Anschluß an die Originalien sich doch ganz deutsch lesen. Das Heft ist nicht datiert; ich weiß aber, daß Hermann Kurz 1841 diese Uebersetzung bei Cotta anzubringen versucht hat: vergeblich, nur in zwei Nummern des Morgenblatts wurden ein paar Proben aufgenommen. Es glückte auch weiterhin nicht, einen Verleger zu finden. Kurz erwähnt aber zugleich noch einen andern Plan Seegers.

Er selbst hatte damals den Ariost übertragen und schrieb: „Leid ist mirs, daß Seeger einen Gesang des Ariost übersetzt hatte, als der meinige erschien. Er hätte besser dazu getaugt".

Nach diesen Versuchen an fremder Poesie war es an der Zeit, daß Seeger mit seinem eigenen Gute hervortrat, von dem ja manches schon in der Vereinzelung bekannt geworden war und Beifall gefunden hatte. Er veröffentlichte 1843 im Verlag des Litterarischen Comptoirs in Winterthur die lyrische Sammlung „Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung", diesesmal, wie in Zukunft immer, mit seinem eigenen Namen. Eine Titelauflage erschien vier Jahre später in Leipzig. Die Sammlung zerfällt in drei Abteilungen: „Lieder der Dämmerung", „Lieder des Morgens", „Lieder des Tages"; die zwei ersten enthalten Natur- und Liebeslyrik, die dritte politische Gedichte. In der letzten Zeit seines Lebens hat Seeger aus den etwa anderthalbhundert Gedichten dieser Sammlung und doppelt so viel neuen zwei besondere Sammlungen gebildet, welche in zierlichen Oktavbänden bei Emil Ebner in Stuttgart erschienen sind. Die eine, „Liederbuch", entspricht den zwei ersten Abteilungen der alten Sammlung und hat die Jahreszahl 1863; die andere, die zwar die Zahl 1864 hat, aber auch schon 1863 erschienen ist, führt den kaum veränderten alten Titel „Ein Sohn der Zeit" und entspricht der dritten Abteilung der früheren Sammlung, welche hier ganz besonders stark vermehrt erscheint. Wie schon die äußere Zahl, so ist auch der innere Wert dieser lyrischen Gedichte, unter denen nur ganz wenige erzählende sind, nicht unbe-

deutend. Als Seeger seinen Beranger herausgab, schrieb er: „Käm' er je einmal dazu, seine eigenen Lieder zu sammeln, man würde bald sehen, daß sie den Beranger'schen weder im guten noch im schlimmen Sinne verwandt sind". Im schlimmen schon gar nicht; im guten — ja oder nein, wie man's nimmt. Mit der gewöhnlichen Salonlyrik, die überall ihren Obolus entrichtet und einzieht, haben sie gar nichts zu thun. Ihre Form ist klar, lebendig, aber ganz einfach, sie ist nie auf magische Wirkung und Betäubung der Sinne berechnet. Ausdruck und Gedanke sind eigentümlich, manchmal neu, auch wohl schwierig und fremdartig, weder kecke Neubildungen noch einfache, ungewählte Bezeichnungen sind vermieden; so stößt man alle Augenblicke auf Stellen, wie sie in den sich immer im Kreis herumdrehenden Kaleidoskopen der gewöhnlichen Lyriker nicht vorkommen, die durch geschickte Gruppierung uns ein paar bunte Glasstückchen zu einem großen Kunstwerk vorzulügen wissen. Ich möchte sagen, das Charakteristikum von Seeger's Poesie sei gesunde, männliche Kraft, bald maßvoll zurückgehalten, bald mit Donnern oder Jubeln hervorbrechend. In der einfachsten Form und im kürzesten Ausmaß eines Gedichtes fehlt nie ein energischer Gedanke. Ueberall regiert eine starke Seele, ein reicher Geist mit solider Ausrüstung, tiefgründiger Empfindung und kräftigen, aber in gesundem Ebenmaß gehaltenen Trieben. Selten sind die trüben Stimmungen des Verzagens, der Resignation, häufiger die des verbissenen Grolls oder feurigen Zorns, am häufigsten die des lachenden Humors oder der hellen, jubelnden Freude.

Dieser Grundzug und die volkstümliche Gesinnung des Dichters kann ja recht wohl an Beranger erinnern; um so deutlicher unterscheidet sich Seeger von jenem durch den geistigen Gehalt, ich möchte sagen die Bildung, und durch die stets edle Form und Sprache. Er war ein großer Verehrer Goethes, man kann sagen ein thätiger; denn er ist nicht müde geworden, Stellen aus Goethes Gedichten und andern Werken als Leitsprüche einzelnen seiner Gedichte und ganzen Abteilungen voranzustellen. Aber in seinem Eigenen erinnert er an Goethe nicht mehr als jeder deutsche Lyriker unseres Jahrhunderts, am meisten an das Volkstümliche, rein Liedmäßige im jungen Goethe und an die humoristische, weise Beschaulichkeit des alten Herrn. Mit Uhland, in dessen Spuren er in seinen politischen Gedichten etwa einmal wandelt, hat er gar keine Verwandtschaft; von Uhlands künstlerischer, epischer Ruhe entfernt sich seine durch und durch lyrische Lebendigkeit und Subjektivität meilenweit. An Rückert, den unendlich mannigfaltigen, kann man wohl auch einmal gemahnt werden; häufiger an Heine, aber nicht an den Weltschmerzdichter, den Weichlichen, Zerrissenen, Koketten, wohl aber an den witzigen Spötter, dessen Hiebe wie Nesseln brennen, und an den Sänger niedlicher kleiner Lieder, die einen ansehen wie Vöglein, die das Köpfchen aus dem Neste strecken. Am meisten Verwandtschaft glaube ich mit zwei gleichzeitigen Lyrikern zu finden, mit deren erstem Seeger in seinen späteren Jahren eng verbunden war. Mit meinem Vater berührt er sich in dem ganz spezifisch lyrischen, das heißt innerlich erregten, leidenschaftlich

pulsierenden Ton seiner Gedichte, in der innigen Verbindung von Naturgefühl und persönlicher Lebensäußerung; aber er hat nichts oder wenig von dem Getragenen, Halbmystischen an sich — feierlich ist er ganz und gar nicht. An Gottfried Keller, dessen lyrische Gedichte ja nur drei Jahre nach den seinigen erschienen sind, gemahnt nicht nur das Lokal vieler Gedichte, sondern auch die Vorliebe für landschaftliche Situationsbilder, die Keckheit in der Wahl des Ausdrucks, die Bildlichkeit, Plastizität der Darstellung; und in diesen Punkten mag der sonst wenig verwandte Vischer auch herangezogen werden. Daß so wenig, ja nichts mehr von Seegers Gedichten bekannt ist, möchte zum Teil daran liegen, daß manche von ihnen, in der zweiten Ausgabe die volle Hälfte, politischen Inhalt oder doch eine politische Spitze haben. Es ist ja unter ganz veränderten politischen Verhältnissen nur schwer möglich, die ganze Stimmung in sich neu zu erwecken, die aus älteren politischen und polemischen Gedichten spricht. Seeger ist ein guter Demokrat und ein ebenso guter deutscher Patriot; aber von der Salbung und dem Glockengetöne späterer Vaterlandsdichter oder gar von dem schnarrenden und trompetenden Tone noch späterer hat er nichts an sich. Am besten ist er im Zorn und im Witz da fliegen die Funken nur so davon. Der getragenere Ton Uhlands, der rhetorisch-funkelnde Herweghs und Freiligraths ist nicht seine Sache. Am besten werden wohl noch immer diejenigen Gedichte wirken können, in denen nach der Art schweizerischer Poeten Landschaft und Vaterland, Naturgefühl und Freiheitsgefühl verbunden sind. Der ganze, volle

Dichter steckt, wie bei allen andern Lyrikern, in den unpolitischen Liedern, und von ihnen würden es nicht ganz wenige verdienen, von der Nachwelt gekannt zu sein. Es geht durch unsere lyrischen Chrestomathien so unendlich viel Schund, den einer der bequemen Kompilatoren dem andern entlehnt: so ein Dutzend oder auch ein paar Dutzend von Seegers Liedern würden in die „Duseligkeit" einen frischen Geruch nach dem besonnten grünenden Felde hineinbringen, das weder nach „welken Rosen und Camilleblümelein", noch nach japanisch-indisch-norwegischem Patschuli duftet.

Wenn in Seeger eine starke patriotische Empfindung war, so hat sie sich stets nur ganz natürlich und ungezwungen als ein selbstverständlicher Trieb der Natur gegeben, ohne jede Verhimmelung des deutschen Wesens, dessen Fehler in den Gedichten manchmal ganz gehörig mitgenommen sind, und ohne Herabsetzung fremder Art und Weise. Gerade so, wie es sich von selbst versteht, daß ein braver Mann seine Frau und seine Kinder lieb hat. Deutsch sein heißt bei ihm: einfach, gerade, natürlich sein. Und diese Art von Deutschheit — nicht mehr die einzige bei den Leuten von heutzutage — verträgt sich so vollkommen mit der Hochschätzung alles Schönen, was draußen in der Welt gewachsen ist und was vor tausenden von Jahren gewachsen ist, daß Niemand so sehr wie eben Seeger beflissen war, die schönsten Güter fremder Völker dem seinen zuzuführen. Es hat dabei seine Arbeit an einer Schule mitgewirkt, welche eben dieses Absehen hatte. So hat er in Bern den alten Plan der Uebersetzungen aus dem Griechischen wieder aufgenommen und

wenigstens teilweise verwirklicht. Er giebt im Jahr 1843 an, daß er seit zwölf Jahren an einer metrischen Uebersetzung der griechischen Lyriker, des Sophokles und des Aristophanes arbeite. Daß davon zunächst einzelne Proben in die Oeffentlichkeit kamen, dazu verhalf ihm ein befreundeter Kollege. Karl Borberg, Professor der Geschichte und der lateinischen Sprache an der Berner Realschule, gab unter dem Titel „Hellas und Rom" eine „Vorhalle des klassischen Altertums in einer organischen Auswahl aus den Meisterwerken seiner Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen" heraus, die 1842 bis 1847 in acht Bänden bei Karl Göpel in Stuttgart erschienen ist. Zu einer Darstellung der Geschichte der einzelnen Litteraturgattungen wurden hier zugleich größere Proben derselben in deutschen Uebersetzungen gegeben. In die zwei ersten Bände, welche die griechischen Dichter enthalten, ist einiges von Seeger aufgenommen worden. Von lyrischen Gedichten hat er zwölf Anakreonteen, die erste olympische und die siebte pythische Ode Pindars beigesteuert, in Formen, die sich frei an die Originalmetra anschließen; Borberg hat sich den Spaß gemacht, die siebte pythische Ode auch in Thierschs Uebertragung abzudrucken, die sich in ihrer sklavischen Wörtlichkeit ungefähr wie eines der halb tiefsinnigen halb sinnlosen Gedichte des kranken Hölderlin ausnimmt. Außerdem hat Borberg die ganze Elektra des Sophokles in Seegers Uebersetzung gegeben und beigefügt, es sei eine vollständige Uebersetzung des Sophokles durch Seeger zu erwarten. Diese ist aber niemals erschienen; es haben sich in Seegers Nachlaß nicht unbedeutende

Teile davon gefunden, die aber vielleicht doch nicht vollständig genug waren, um die Vollendung durch einen andern zu lohnen. Ueber seine Prinzipien bei der Uebersetzung gleich nachher; sie sind dieselben in seiner Uebersetzung des Aristophanes.

Diesen Dichter hatte Vorberg teils nach Voß teils nach Droysen mitgeteilt, aber hinzugefügt: „daß indes auch noch auf andere Weise, als diese Männer es gethan haben, Aristophanes auf deutschen Boden verpflanzt, und zwar so verpflanzt werden könne, daß er festere Wurzeln auf demselben schlagen dürfte, als es bis jetzt geschehen, beweist mir die noch ungedruckte Uebersetzung der Frösche von Seeger, welche ich in Händen habe". Nicht lange nachher war Seegers vollständige Uebersetzung des Aristophanes vollendet und erschien 1845 bis 1848 in drei Bänden bei Rütten in Frankfurt. Es steckt in diesen drei Bänden eine sehr große Arbeit. Außer der Uebersetzung selbst enthalten sie ausführliche Einleitungen und zahlreiche, eingehende Anmerkungen zu den einzelnen Stücken. Ueber die Absichten des Uebersetzers unterrichtet seine „Epistel an einen Freund als Vorwort". Der Anfang dieses Vorworts mutet fast wehmütig an, wenn man ihn heutzutage liest. Der Volksmann Seeger ist ein großer Bewunderer des Griechentums; sein Zweck ist kein anderer, als dem eigenen Volke durch die Aneignung des Besten aus dem Fremden zu dienen, nicht eine „durch Länder und Meere, durch alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft schweifende ästhetisch-romantische Genußsucht" zu befriedigen, sondern die geistige und politische Bildung seines

Volkes zu fördern. „Moderne, dabei umfassende, nationale Bildung und Erziehung zu einem menschenwürdigen Dasein ist für uns das letzte Ziel. Der Bildungsstoff, den die neue und neueste Zeit gebracht hat und täglich bringt, könnte hiezu hinreichend scheinen, er ist es in der That nicht. Zu einer umfassenden Bildung gehört nicht nur Philosophie und Poesie der Neuzeit; was wir wissen und haben, ist kein aus den Wolken gefallenes Geschenk des modernen Genius, unsere Bildung ist das Produkt aller Jahrhunderte, aller geschichtlichen Völker. — — Alle Werke des Menschengeistes sind das Erbe der Nationen, vor allem der deutschen. Denn keine hat es sich so sauer werden lassen, wie diese, sich zu einer Freiheit zu erziehen, für die man sie doch immer noch nicht für reif halten will". Das Hauptelement aber auch der modernen Bildung bleibt das klassische, das griechische. „„Wann wird, rufst du aus, wann wird einmal die Zeit kommen, wo wir die Krücken von uns werfen und auf eigenen Füßen stehen?"" „Der Himmel verhüte es, daß diese Zeit je kommt! Der Tag, an dem wir diese treuen Führer und Begleiter auf unserm Bildungswege in undankbarem Eigendünkel von uns stießen, wäre der Vorabend einbrechender Verwilderung und Barbarei. Ja, auf eignen Füßen sollen und können wir stehen, Krücken brauchen wir gottlob nicht, aber auf eigenen Füßen stehen ist nicht isoliert, auf einer Säule stehen, egoistisch borniert sich abschließen". Das wird nun weder der demokratischen Banausie noch dem nationalistischen Dünkel unserer Tage gefallen. Die beiden haben keine Ahnung, wie viel echte Freiheitsliebe und wie

viel echter Patriotismus aus der Lektüre der Alten in unsere Jugend, in unser Volk übergegangen ist, wie an der als Utopie oder Vaterlandslosigkeit gebrandmarkten Hellenenbegeisterung unsere Jugend sich mit dem Vaterlandssinne vollgetrunken hat, der sie auf die Schlachtfelder von 1813, 1815 und 1870 begleitet hat. Es hängt mit dieser pädagogischen Absicht und mit dem ganzen Natürlichkeitsgefühl Seegers zusammen, wenn er nun für die Ausführung einer solchen Uebersetzung vor allem fordert, daß sie auch wirklich deutsch sei. Nichts von dem „Uebersetzerrotwelsch", das schon A. W. Schlegel an den Vossischen Uebertragungen gegeißelt hat! Deutsch und poetisch — das ist für einen, der in deutscher Sprache Verse macht, ein und dasselbe; freilich nicht für die, welche Vossische Wortungetüme bewundern. „Streng müssen wir sein wie Voß, aber nicht pedantisch, frei wie Wieland, aber nicht willkürlich". Aus diesem Grundsatz ist vor allem die Wahl der Versmaße hervorgegangen. Die lyrischen Maße sind wiedergegeben, soweit die Forderung eines verständlichen Ausdrucks und einer übersichtlichen rhythmischen Form es zuließ; wo das nicht möglich schien, mußte der Grundsatz gelten: „Poesie geht über Prosodie". Jeder, der sich etwa mit Donners Sophokles abgeplagt hat — sei es als Komponist wie Mendelssohn, der schließlich aus den griechischen Metren doch nur einen weder griechischen noch modernen Tragelaphen machen konnte, sei es als bloßer Leser oder auch als Lehrer, der seinen Schülern den Faden durch dieses Labyrinth geben soll — wird mit Seeger fühlen können, wenn er auf einen

ganz sklavischen Anschluß an das Original verzichtet hat. Im Dialog ist der Trimeter durch den fünffüßigen Jambus ersetzt. Die Gründe zwar, welche Seeger gegen den Trimeter anführt, werden nicht durchaus einleuchten; wenn Vorberg gegenüber der metrischen Behandlung der Elektra einwandte, es „möchte dasselbe bei weiteren Fortschritten der Uebersetzerkunst und des Uebersetzers auch zu erreichen sein, ohne gerade so viel von der Form zu opfern", so hätte er sich auch auf die deutschen Trimeter in Goethes Helena-Scenen, in Schillers Jungfrau und Braut berufen können, um zu beweisen, daß der deutsche Trimeter sehr wohl mit ausgezeichneter Wirkung möglich war. Aber doch nur, konnte Seeger darauf erwidern, in Momenten oder ganzen Gedichten von besonderer Feierlichkeit. Er hat darauf hingewiesen, daß wir nun einmal im Drama weniger feierlich, sentenziös, statuarisch sind als die Griechen und die Franzosen. Derjenige Vers, der in unserem Drama die Rolle des Trimeters spielt, ist eben nicht dieser, sondern der Vers Shakespeares; Zarncke, der feinfühlige, hat auch darauf hingewiesen, daß der Trimeter in den Fällen, wo Goethe und Schiller ihn dramatisch versucht haben, dieselbe Rolle eines gehobeneren Maßes spielt, die im griechischen Drama dem trochaischen Tetrameter zukommt. Seeger ist in der Wahl seines Metrums denselben Weg gegangen, wie Wilamowitz, und wäre wohl auch mit der Aeußerung dieses berufenen Wortführers des heutigen Hellenismus einverstanden gewesen, daß man den Euripides im Blankvers, den Aeschylus im Trimeter übersetzen müsse; denn er trifft mit

ihm in der treffenden Aeußerung zusammen, der Uebersetzer müsse suchen, „den gleichen oder doch einen ähnlichen Eindruck hervorzubringen, den der Rhythmus des Originals auf das Ohr des Griechen hervorbrachte“. Zu diesen metrischen Schwierigkeiten kamen aber auch noch zahllose und wohl ungleich größere sprachliche. Aristophanes operiert mit nichts so häufig als mit Anspielungen, Wortwitzen u. dgl. und das in einer Sprache von ganz außergewöhnlicher Beweglichkeit. Wenn nun auch die deutsche Sprache eher als andere im Stand ist das nachzubilden, so geht es doch ohne große Schwierigkeit nicht ab und Einzelnes bleibt unübersetzbar. Hier war eine Sprachgewandtheit und ein Sprachsinn von ungewöhnlicher Sicherheit nötig, um hinter dem Original nicht gar zu weit zurück zu bleiben, und ohne große Freiheiten gegenüber dem Original, ohne Vertauschung griechischer Witze durch ganz andere deutsche konnte es nicht abgehen, wenn die Uebersetzung nicht ungenießbar werden sollte. Aristophanes ist neben Pindar und Aeschylus der schwerste, vielleicht überhaupt der schwerste der griechischen Poeten. Gelingt es, ihn deutsch so wiederzugeben, daß er nicht in allem Einzelnen — denn auf den ersten Sitz werden auch seine Athener nicht alle die göttlichen Kalauer verstanden haben — aber im ganzen fließend und natürlich wirkt, so wird der Uebersetzer sich darauf recht viel zu gute thun dürfen. Seeger ist in diesem Falle; ein Vergleich mit der verbreitetsten Uebersetzung von Droysen, die selbst schon der Vossischen gegenüber sich Freiheiten mit dem Original gestattet hat, zeigt, daß der alte Komiker in Seegers Ueber-

setzung doch weit natürlicher und damit überzeugender wirkt. Es zeigt sich das auch in einem untergeordneten Punkte. Aristophanes läßt fremde Personen die Mundarten ihrer Gegenden sprechen. Droysen hatte dafür ein ganz seltsames Mittelding zwischen älteren schriftdeutschen und mundartlich alemannischen Wortformen gewählt, das so, wie es dasteht, nie und nirgends zu Haus gewesen ist. Seeger dagegen hat wirkliche moderne Dialekte, für den Megarer die Mundart des schwäbischen Unterlandes, für den Böotier die des Oberlandes, für die Spartaner das Berner Deutsch, gewählt und damit den Sinn des Attikers getroffen, der diese fremden Idiome nicht nur als fremde, sondern zugleich als rohe Bauernsprachen gegenüber der Sprache seines Centrums der feinsten Bildung in Wirkung gesetzt hat.

Seegers Aristophanes ist die letzte und reiffste Frucht seiner Beschäftigung mit dem Altertum. Es ist für ihn ganz charakteristisch, daß er als Uebersetzer sich nur mit Griechen und (wenn wir von den Anakreonteen absehen, die dafür unwesentlich sind) nur mit solchen aus der Zeit der griechischen Selbständigkeit beschäftigt hat; Hellenisten und Römer läßt er liegen. Es ist charakteristisch für den Künstler, der nur aus der alten, autochthonen, mit dem Leben verwachsenen Poesie, nicht aus der weltfremd gewordenen Dichtung der späteren Zeiten schöpfen will; noch mehr aber für den Menschen und Politiker, zu dem die großartige, zielbewußte Staatsklugheit des weltbeherrschenden Volkes nicht redet, sondern nur das naturwüchsige, stolze Freiheits- und Vaterlandsgefühl der griechischen Kleinstaaten. Nur der ganze Mensch, in dem

Denken, Fühlen, Wollen eins ist, gefällt ihm und lockt ihn zur Darstellung. In Bern ist Seeger zum Politiker geworden. Wenn die Geschichte Griechenlands ewig das Muster patriotischer Erhebung und volkstümlicher Freiheit bleiben wird, so konnte er in seiner nächsten Nähe die Umwälzungen moderner Republiken studieren. In kleinen Staatswesen von republikanischer Verfassung fallen die Mißstände, die jedes Regiment, von der autokratischen Monarchie bis zur Demokratie nach der Art der Urkantone, mit sich führt, so lange Menschen Menschen sind, jedem Einzelnen deutlicher ins Auge, die Möglichkeit, selbst Hand anzulegen, ist größer, die Gefahren, die aus einer Umwälzung für die äußere Sicherheit des Staats erwachsen können, sind geringer als in größeren Ländern. So hat man ja gerade in der Schweiz ein beständiges, für das Gesamtwesen im Ganzen doch nicht gefährliches, öfters förderliches Oscillieren zwischen altliberalem und demokratischem Regiment zu beobachten. Seeger war als sechsundzwanzigjähriger Mann nach Bern gekommen; er war Genosse eines reichen, patricischen Hauswesens geworden, stand aber auch mit andern Männern in Beziehung, unter denen Angehörige der Linken vielfach tonangebend waren. In seinem gleich nach der Ankunft an den Bruder Adolf geschriebenen Brief äußert er sich von den Eindrücken der republikanischen Freiheit keineswegs sehr entzückt und meint, beide Parteien haben ihre Fehler gemacht, er möchte lieber von einem Bureaukraten seiner Heimat als von so einem republikanischen Gnadenausteiler abhangen. Er ist aber dann doch recht fest angewachsen und durch seine Anstellung auch mitten in

die Gesellschaft und Bewegung der Zeit hinein gekommen. Er verkehrte viel im Vogtischen Hause, das ein Sammelpunkt hervorragender Männer war. Wie gerne er an freien Tagen das Land durchwandert und mit welchem Heimatsgefühl er seine Zauber gekostet hat, sagen zahlreiche unter seinen Gedichten. Unter anderem beteiligte er sich auch als Laie an den vielgenannten Messungen des Aargletschers durch Agassiz und andere und nahm mit seiner Frau für einige Zeit Aufenthalt auf der Grimsel, wo die Gelehrten ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Als Frucht dieser Wanderungen ist ein eigenes Buch entstanden, das mit dem Titel „Die Schweiz" 1844 bei P. Balz in Stuttgart erschien, als dritter Teil des Sammelwerkes „Die Wanderer um die Welt. Länder- und Völkerkunde in Reisebeschreibungen". Seegers Name ist nirgends genannt; daß aber der Band von ihm ist, wird nicht nur durch das Zeugnis eines Verwandten bewiesen, sondern auch durch das Buch selbst, vor allem durch mehrere Gedichte, die von Seeger sind, und durch die verhältnismäßig ausführlichen Angaben über Agassiz und die Seinigen. Das Werk ist ein Parergon, das mit den anderen Erzeugnissen seines Verfassers nicht in einer Linie steht, aber ihm auch ganz und gar keine Unehre macht. Die Sammlung, für die es geschrieben wurde, gibt sich als bestimmt „für die Jugend und ihre Freunde". Seegers Arbeit ist keine eigentliche Jugendschrift: aber sie ist durchaus in dem Tone freundlicher, unterhaltender Belehrung geschrieben und mit Geschick ist das dadurch erzielt, daß der Verfasser sich selbst als Lernenden darstellt, als

einen, der den Boden der Schweiz zum ersten Male betritt. Es ist eine Reihe von Briefen, die vom Bodensee durch das Appenzeller Land nach Zürich, Schaffhausen, Baden im Aargau, nach Bern und ins Berner Oberland, nach Freiburg und Solothurn, auf den Weißenstein, durchs Entlibuch an den Vierwaldstätter See und über Einsiedeln bis zur Ufnau führen: nur ein Teil der Schweiz, aber einer, den Seeger selbst, zum Teil mehrmals, bereist hatte — die Autopsie ist nirgends zu verkennen. Neben der Schilderung des Landes ist des Volkes und seiner Geschichte nie vergessen, und man bekommt so ein sattes, mit frischer Lust und öfters mit Humor gezeichnetes zuständliches Bild. Das Urteil über die Schweizer, das einer gemütlichen Wärme nicht entbehrt, ist gerecht und wohl abgewogen; wie häufig die Deutschen selbst schuldig sind, wenn sie sich dort nicht heimisch fühlen, ist keineswegs verschwiegen; aber wenn es heißt: „Deutsche, die z. B. in Bern jahrelang leben, haben mich versichert, daß sie sich fast so fremd hier fühlen, als bei ihrem Eintritt in die Schweiz“, so ist leicht zu sehen, woher diese Angabe rührt.

Es ist aber kein Zweifel, daß Seeger, wenn auch nicht in der vordersten Reihe, sich an den politischen Bewegungen beteiligt hat, welche kurz nach dem Erscheinen seiner Reisebilder einen akuteren Charakter annahmen; und zwar stand er auf der Seite der demokratischen Partei, deren Häupter in Bern, wie an andern Schweizer Orten, großenteils Deutsche waren, vornehmlich unter der Führung des Universitätsprofessors Wilhelm Snell. Gerade in den vierziger Jahren

haben ja die wichtigsten Veränderungen in den Verhältnissen der Schweiz stattgefunden, die seit der Zeit der Helvetik zu verzeichnen sind. Der Sonderbundskrieg bereitete sich um die Mitte des Jahrzehnts vor, und der Kanton Bern wurde in diese Wirren hineingezogen. Hermann Kurz gibt in einem Briefe vom 13. Juli 1845 das Gerücht wieder, Seeger habe seine Frau nach Stuttgart geflüchtet. Das mag übertrieben gewesen sein. Aber da das alte liberale Regiment in Bern noch am Ruder war, so konnte immerhin Gefahr für Angehörige der Demokratie befürchtet werden, wenn auch von einer bewaffneten Erhebung keine Rede war. Nicht lange nachher errang die Demokratie in Bern ihren Sieg. Am 31. Juli 1846 wurde die neue Verfassung des Kantons proklamiert. Kurz darauf, unterm 11. September, bewilligte der Erziehungsrat Seegers Gesuch, sich an der Universität als Privatdozent für alte und neue Litteratur, namentlich aber für deutsche Sprache und Litteratur habilitieren zu dürfen, welche Befugnis am 17. Februar 1847 auch noch auf den Vortrag der Aesthetik ausgedehnt worden ist. Die Verkettung der Umstände läßt annehmen, daß damit nicht bloß der bewährte Lehrer, sondern auch der verdiente Mann der Demokratie geehrt werden sollte.

Seeger hat an der Universität Bern vom Herbst 1846 bis zum Frühjahr 1848 Vorlesungen über alte und neue Litteratur gehalten: über Sophokles, Aristophanes, Demosthenes; über deutsche Litteratur- und Kulturgeschichte, Aesthetik, Goethes Faust und das Nibelungenlied. Auch für den Sommer 1848 hatte er noch solche angekündigt. Er muß

aber schon im Frühjahr 1848 von Bern fortgegangen sein. Die näheren Umstände kennt niemand mehr. Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten können sich aus seinem doppelten Amt, das er bis zuletzt beibehielt, ergeben haben, um so leichter als er seine Dozententhätigkeit sehr weit ausgedehnt und zwischen sechs und elf Stunden im Semester gelesen hat. Auch politische Reibungen kann es gegeben haben. Außerdem wird die Anstellung an der Realschule doch wohl, wie in der Schweiz üblich, nicht lebenslänglich gewesen sein. Trotzdem wäre er, da er auch anderswo keine besseren Aussichten gehabt hätte, wohl geblieben, wenn nicht die Revolution in Deutschland dazwischen gekommen wäre. Er selbst sagt in dem Gedicht „Rückkehr aus der Schweiz": „Der Freiheit Hauch hat mich entführt und folgen mußt' ich ihrem Stern". Er hätte das aber schwerlich gethan, wenn er nicht gehofft hätte, in der neuen Zeit auch in seiner Heimat wieder eine feste Stellung zu finden. Daß er daran denke, wieder nach Württemberg zu gehen und der Schule seines Geburtslandes seine Dienste zu widmen, hat er von Bern aus schon früher mehrmals ausgesprochen. Gustav Schwab, der ihm, wie wir sahen, wohl wollte, war seit 1845 Mitglied des Studienrats. Nachdem im März 1848 ein liberales Ministerium eingesetzt worden war, schien für Seeger Aussicht vorhanden zu sein. Durch die Vermittlung Adolf Seegers, der inzwischen Stadtdirektor von Stuttgart geworden war, machte Schwab ihm einige Hoffnung auf ein württembergisches Lehramt. Rasch entschlossen ging Seeger von Bern fort und erschien zum Schrecken seines Bruders

und seines Gönners mit Familie in Stuttgart. Aber das Lehramt — wer weiß auch, ob gerade eins zur Verfügung stand — ließ auf sich warten und wollte sich auch nach ein paar Monaten noch nicht zeigen.

So nahm denn Seeger den Antrag des Ulmer Verlegers Rübling an, die Redaktion der „Ulmer Schnellpost“ zu führen, und siedelte nach Ulm über. In der Nummer vom 5. Dezember 1848 ist er zum ersten Male als verantwortlicher Redakteur genannt. Zwei Jahre lang hat er die vielgelesene Zeitung in der zweiten Stadt des Landes redigiert, im Sinne der Demokratie; er hat auch die üblichen Folgen einer solchen Thätigkeit zu tragen gehabt, indem er wegen Aufnahme eines fremden Artikels der Majestätsbeleidigung schuldig erklärt wurde und sechs Wochen auf dem den Oppositionspolitikern wohlbekannten, damals allerdings unter einer recht gemütlichen Aufsicht stehenden Asberg zubringen mußte. Diese Erfahrung und die weitere Thatsache, daß Seeger vom 15. März bis 3. Juli 1850 der „verfassungberatenden Versammlung des Königreichs Württemberg“ (kürzer „Landesversammlung“ genannt) als Abgeordneter für Ulm angehörte, also vom Orte der Redaktion längere Zeit abwesend sein mußte, scheint den ängstlichen Zeitungseigentümer stutzig gemacht zu haben; er kündigte Seegers Stellung auf. Am 29. Dezember 1850 verließ Seeger Ulm. Er verabschiedete sich von den Lesern seines Blattes mit den Worten: „Ich that, so hoffe ich, meine Schuldigkeit auf meinem Posten als Redakteur eines Volksblattes, wie in der öffentlichen Versammlung, vor dem Volks-

gericht wie auf der Tribüne als Volksvertreter". Das ist ihm bezeugt worden in der stark besuchten Abschiedsfeier, die ihm am 27. Dezember gegeben worden ist und bei der unter andern auch ein konservativ gesinnter Schuhmachermeister das Wort zu seinem Preis ergriffen hat.

Seeger ging wieder nach Stuttgart. Er ist bis zu seinem Ende ohne amtliche Stellung geblieben; in der Reaktionszeit war für den bewährten Lehrer der Jugend in der eigenen Heimat kein Platz, und er selbst wäre gewiß zu stolz gewesen, einen zu verlangen. Er hat sich in der freien, aber kärglichen Stellung als Schriftsteller sein Brot verdient. Gewiß nicht ohne Sorgen; denn es waren ihm in Bern zwei Söhne geboren worden, für deren Zukunft zu sorgen war. Er schrieb Korrespondenzen für deutsche und amerikanische Zeitungen; von seiner eigentlichen litterarischen Arbeit soll später die Rede sein. Ein industrielles Unternehmen, in das er sich einließ, mißglückte durch die Schuld seines Genossen und hat ihm viel Unlust, seiner Frau jahrelange Arbeit und Mühsal verursacht. Aber er war nicht der Mann, sich beugen zu lassen; er hat, als eine Natur, der der Kampf eine Freude war, sich durchgerungen und sich und den Seinigen in aller Einfachheit und Schlichtheit einen geachteten Platz in der Welt erobert.

Wenn ihn etwas noch besonders aufrecht halten und seine Energie stählen konnte, so waren es die politischen Kämpfe seiner Stuttgarter Zeit, in die er mit voller Kraft eingetreten ist. Von seiner Wahl für die zweite Landesversammlung ist schon die Rede gewesen. Der kurzwäh-

renden dritten im Oktober und November 1850 hat er nicht angehört. Dagegen wurde er vom Oberamtsbezirk Waldsee in den ersten Landtag unter der erneuerten Verfassung gewählt, der vom 6. Mai 1851 bis zum August 1855 gewährt hat. Die Wogen der Polemik gingen in diesem Landtag hoch; die Reaktion hatte das Spiel gewonnen, aber die demokratische Partei war zahlreich vertreten und blickte „tief gekränkt, doch mutig und stolz auf das gewahrte Recht". Unter den ausgezeichneten Parlamentariern dieser Richtung, welche Württemberg damals hatte, war Seegers Bruder Adolf einer der hervorragendsten durch Begabung und Aufopferung für die Sache. Die beiden Brüder sind politisch fast immer zusammen gegangen. Ludwig Seeger hat zu den regelmäßigsten Besuchern der Kammerverhandlungen gehört — übrigens scheint das Schwänzen damals überhaupt noch nicht Sitte gewesen zu sein. Geredet hat er nicht allzu häufig. Zu den führenden Persönlichkeiten hat er überhaupt nicht gehört, ist auch nur einmal in eine Kommission gewählt worden und zwar in die Schulkommission, für die er eine zehnjährige Erfahrung mitbrachte. In den rein geschäftsmäßigen, technischen Verwaltungs- und Finanzfragen hat er fast nie und jedenfalls nicht mit besonderem Glück das Wort genommen. Aber er war auf seinem Platze, wo größere allgemeine Fragen zur Sprache kamen; hier hat ihn seine energische, gerade Denkweise, sein rücksichtsloser Gerechtigkeitssinn, seine warme Liebe für das Volk gehoben und er hat mit wuchtiger, durch seine umfassende litterarische Bildung gekräftigter Beredsamkeit wirkungsvoll in die Debatten

eingegriffen. „Wenn nach langer Debatte", so wurde ihm an seinem Grabe nachgerufen, „in unserem Ständesaal der Stoff sich schwer gehäuft und geballt hatte, wenn dumpfe Schwüle auf den Geistern zu lasten anfing, da teilte sein schlagender Witz das finstere Gewölk, erfrischt fühlten wir uns, bis er endete". „Er liebte es, wenn die Wogen hoch gingen, dann fand er sich in seinem Element". So hat Seeger das Wort ergriffen in einer Anzahl von Fragen der inneren Politik, wo starre Schranken zu durchbrechen, alte Härten zu mildern waren, bald mit bald ohne Erfolg: zu Gunsten einer besseren Stellung der Volksschullehrer, zu Gunsten der Realschulen, gegen kirchliche Herrschaftsgelüste, gegen das Gebot der Sonntagsheiligung, für Anerkennung der Deutschkatholiken und Emanzipation der Juden; für Freiheit der Gewerbe und gegen die Beschränkung der Freizügigkeit; gegen militärische Ausgaben, die doch nicht zur Erfüllung patriotischer Wünsche dienten; gegen Wiedereinführung der im Jahr 1849 aufgehobenen Todesstrafe, aber, nachdem sie wieder eingeführt war, gegen die geheime Vollziehung derselben; gegen Steuerexemtion des Adels, gegen Erhöhung der Gehalte für die Gesandten, gegen Verlängerung des Cottaischen Privilegs auf Goethes und Schillers Werke; gegen rigorosen Einzug der Steuern und harte Bestrafung des Bettels, endlich für das Anrecht der Gemeinden auf Waldweide und Waldstreu, unter Berufung auf die Verhältnisse des heimatlichen Schwarzwalds und seiner armen Leute. Wenn die zuletzt genannten Wünsche und Klagen mit den Notjahren in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre

im Zusammenhang stehen, so erkennen wir in den andern leicht die Forderungen der Demokratie jener Zeiten. Seeger ist auch in seiner Abstimmung stets mit der Linken gegangen und bei Spaltungen in derselben auf die Seite der extremeren Meinung getreten. Es sind diese innerpolitischen Fragen bei ihm wie bei andern später mehr in den Hintergrund getreten vor den Fragen der deutschen Politik. Daß er aber bis zuletzt auf dem Standpunkte der unverfälschten bürgerlichen Demokratie, auf dem Standpunkte Ludwig Uhlands geblieben ist, zeigt noch im Jahr 1863 eine Recension von meines Vaters Drama Friedrich II., in welcher er den absolutistischen Standpunkt des Helden — wahrlich nicht des Dichters — mit unmotivierter Schärfe getadelt hat. Ueber manche Fragen der inneren Politik mögen manche jetzt anders urteilen; der Ernst, die lautere Ehrlichkeit, das warme, lebhaft empfindende und lebhaft sich äußernde Gemüt des Dichters wird man auch in dem Politiker gerne wieder erkennen und liebgewinnen.

In den nächsten württembergischen Landtag, von 1856 bis 1861, wurden die Brüder Seeger nicht gewählt. Schade; denn es entgeht uns dadurch manches kräftige Wort, das Ludwig gerade damals zu reden gehabt hätte. Fiel doch in jene Jahre nicht nur der italienische Krieg, der ganz Süddeutschland in fieberhafte Aufregung versetzte, sondern auch im Lande selbst der siegreiche Kampf der Kammermajorität gegen die von der Regierung mit der Kurie geschlossene Konvention. Aber in den folgenden Landtag, der von 1862 an mit größeren Unterbrechungen tagte, wurden

beide Brüder wieder gewählt und haben ihm jeder bis zu seinem Tode angehört, Ludwig als Abgeordneter wieder für Ulm, Adolf für Freudenstadt. Der Landtag trat am 3. Mai 1862 zusammen und tagte zunächst nur beinahe drei Wochen lang. Nur einmal, am 7. Mai, hat Ludwig Seeger gesprochen und zwar dafür, daß die Thronrede des Königs mit einem Hinweis auf die deutsche Frage beantwortet werden solle: kein Groß-Preußen, kein Groß-Oesterreich, sondern ein Gesamt-Deutschland! Darauf folgte eine anderthalbjährige parlamentarische Pause. In diese Zeit fallen die zwei wichtigsten Ereignisse der deutschen Geschichte jener Jahre: die Ernennung Bismarcks, die den preußischen Verfassungskonflikt, und der Tod Friedrichs VII. von Dänemark, der den dänischen Krieg zur Folge hatte. Wie die Stimmung während des preußischen Konflikts und vor der Aufrollung der schleswig-holsteinischen Frage in Württemberg war, läßt sich nirgends besser verfolgen als in dem gedruckten Bericht über die Landesversammlung der Fortschrittspartei, die im Dezember 1862 in Eßlingen stattfand. Verhandelt wurde, von Fragen der Partei-Organisation abgesehen, nur über die deutsche Frage. Alle Anwesenden waren einig darüber, daß die preußische Opposition zu ihrer Haltung im Verfassungskampfe zu beglückwünschen und darin zu bestärken sei; ebenso einig in der Forderung, daß nunmehr, da ein frischerer Zug wieder zu gehen angefangen habe, die Einigung Deutschlands und die Herstellung einer allgemein deutschen Volksvertretung lebhaft zu betreiben sei. Aber über die Mittel dazu war man nicht einig. Schon hatten sich die

beiden gegnerischen Vereine, der kleindeutsche Nationalverein und der großdeutsche Reformverein, durch ganz Deutschland verbreitet und reichten mit ihren Mitgliedern auch in die Reihen der württembergischen Volkspartei hinein. Noch wollte keiner von den in Eßlingen Versammelten, daß Oesterreich aus dem Bunde hinausgedrängt würde; aber während mehrere Anwesende auf der Parole beharrten: das ganze Deutschland soll es sein, und den Schatten des vor wenigen Wochen verstorbenen Uhland citierten, wollten die andern, daß einmal ohne Rücksicht auf Oesterreich vorgegangen werde, dieses werde dadurch schon zum Mitthun gezwungen werden. Diese zweite Ansicht fand in der Versammlung große Majorität, und ihr gehörten auch die beiden Brüder Seeger an. Erst die Ereignisse von 1864 bis 1866 haben den Keil tiefer eingetrieben und die preußische Partei aus der Demokratie hinaus, diese aber ins österreichische Lager gedrängt. Man ist versucht, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich gewesen wäre, daß Preußen sich schon 1862 und 1863 an die Spitze des deutschen Liberalismus gestellt hätte: die Hinneigung zu Oesterreich wäre dann in unserer schwäbischen Volkspartei nicht Meister geworden. Aber das ist eine unnütze Frage.

Als der Landtag am 24. November 1863 wieder zusammentrat, standen seine Verhandlungen gleich ganz unter dem Zeichen der schleswig-holsteinischen Frage, da am achtzehnten Christian IX. die neue Verfassung unterzeichnet hatte. Von spezifisch württembergischen Angelegenheiten war nur die Zulassung der Juden zu allen bürgerlichen Rechten und

zur Verheiratung mit Christen von größerem Interesse; auch Seeger stimmte und sprach dafür — seine letzte Kammerrede am 23. Februar 1864 war zu Gunsten der Eheschließung zwischen Christen und Juden. Immer wieder kam die Sache der Elbherzogtümer auf die Tagesordnung und verschlang jedes andere Interesse. Die Abgeordnetenkammer faßte mehrmals rasch hintereinander ganz oder nahezu einstimmige Resolutionen zu Gunsten von Schleswig-Holstein: der Augustenburger sollte anerkannt und durch Mobilmachung vom Bunde in sein Erbrecht eingesetzt werden. Auch Ludwig Seeger war öfters unter den Rednern, noch in seiner vorletzten Kammerrede am 18. Januar 1864 sprach er sich gegen das eigenmächtige Vorgehen der beiden Großmächte aus. Auch außerhalb der Kammer war er für die Elbherzogtümer bemüht und ist in Württemberg wohl der eifrigste Vorkämpfer ihrer Sache gewesen. Er war nicht nur Mitglied des Stuttgarter Komitees für Schleswig-Holstein, sondern auch Mitglied des Sechsunddreißiger-Ausschusses, der von der Frankfurter Versammlung aller deutschen Landesvertretungen im Dezember 1863 als ständiges allgemein deutsches Komitee zur Wahrung der Unzertrennlichkeit der Herzogtümer und des Augustenburgischen Erbrechts eingesetzt wurde. Seeger hat noch den Ausbruch des Kriegs, aber nicht sein Ende erlebt; fünf Tage vor seinem Tode fand das für die Preußen siegreiche Seetreffen bei Stralsund statt, und als am 28. März 1864 in verschiedenen württembergischen Bezirken große Volksversammlungen für Schleswig-Holstein gehalten wurden, da war er nicht mehr.

So sollte das Leben auch dieses Patrioten in Ungewißheit über die Lösung der großen und unerträglich drängenden Fragen nach der Zukunft des Vaterlands zu Ende gehen. Wie er sich zu den folgenden Ereignissen gestellt haben würde, wer will es wissen? Er war in den kräftigsten Mannesjahren in das öffentliche Leben einer Republik hineingestellt gewesen und dachte republikanisch im besten Sinne: nichts von scheuer Ehrfurcht vor dem Glanz der Höfe, von Ergebung in die Befehle von oben. Er war ein richtiger Demokrat, für den es zwischen Großen und Kleinen keinen Unterschied gab, hat er doch in den letzten Jahren seines Lebens im Stuttgarter Arbeiterbildungsverein oft und viel geredet. Er war ein Freund freier Bewegung, ein Gegner aller polizeilichen Bevormundung, ein Mann des strengsten Gerechtigkeitsgefühls. Aber er war auch ein leidenschaftlicher Vaterlandsfreund, ein Mann der rücksichtslosen Willenskraft, und wenn er den Wahlspruch der Demokratie seiner Tage: alles für das Volk und alles durch das Volk, mit zäher Entschiedenheit festhielt, so war ihm das andere Wort mindestens ebenso heilig: Deutschland über alles. Er gemahnt in allem diesem am meisten an Uhland; aber er ist viel leidenschaftlicher, aktiver als dieser, daher auch neuen Ideen zugänglicher — lieber als die von Uhland gewählte Rolle des Fähnrichs, der „wund und blutig sein Banner rettet im Gefecht", ist ihm die des kecken Reiterführers, der im Galopp den Seinen voran auf den Feind einsprengt und einhaut.

Wir müssen den Politiker Seeger verlassen und können

nur einen flüchtigen Blick auf eine kurzwährende journalistische Thätigkeit seiner letzten Zeit werfen, die zu den schwerer wiegenden und dauernderen poetischen Leistungen den Uebergang machen mag. In den Revolutionsjahren war als illustriertes Witzblatt der schwäbischen Demokratie der „Eulenspiegel" erschienen. Der Ebnerische Verlag in Stuttgart, der auch die zweite Auflage von Seegers Gedichten übernahm, hat in den bewegten Tagen von 1862 und 1863 dieses Witzblatt wieder aufleben lassen; es erschien vom 15. November 1862 bis Ende 1863 allwöchentlich. Auch Seeger war unter den Mitarbeitern dieser oft recht witzigen, oft aber auch allzu reichlich gepfefferten Zeitung. Vom Mai 1863 an hatte der Eulenspiegel regelmäßig ein „Litterarisches Wochenblatt" als Beigabe, das zunächst nur litterarische Besprechungen und litterarisch-künstlerische Tagesnotizen enthielt. Vom 4. Juli 1863 an bis zum Jahresschluß erschien das Wochenblatt in erweiterter Gestalt und als Herausgeber nannte sich Seeger, der es wohl auch schon zuvor gewesen war. Außer den früheren Bestandteilen enthielt die Zeitung, die sich neben andern ihres gleichen füglich sehen lassen kann, auch Gedichte, Novellen und anderes. Seeger selbst hat eine Anzahl lyrischer Poesien beigesteuert. Der Inhalt dieses Wochenblatts ist ganz unpolitisch.

Mit größeren Werken war Seeger seit seinem Aristophanes nicht mehr hervorgetreten. Aus den fünfziger Jahren ist nur die durchgesehene zweite Auflage des Beranger von 1859 zu nennen. Zu derselben Zeit aber arbeitete er schon wieder an Größerem. Er hat sichs nie leicht gemacht. Zum

dritten Male griff er nach dem Schwersten in den Litteraturen des Auslandes, als er es unternahm, die poetischen Werke Victor Hugos zu übersetzen. Diese Uebertragung ist 1860 in der Riegerischen Verlagshandlung zu Stuttgart in drei Bänden erschienen. Der erste Band enthält gleich das incalculabelste Gedicht des Franzosen, die wunderlich tiefsinnige, erhaben wahnwitzige „Weltlegende", und hat die Kunst des Uebersetzers sofort auf die allerschwerste Probe gestellt. Im zweiten Bande folgen die „Oden", „Balladen" und „Orientalen", im dritten „Herbstblätter", „Lieder der Dämmerung", „Innere Stimmen", Strahlen und Schatten". Auch in dieser Uebersetzung ist Seeger dem metrischen Charakter des Originals so treu als möglich geblieben, wieder mit einer vollkommen berechtigten Ausnahme. Den im Französischen so außerordentlich häufigen Alexandriner hat er beibehalten, wo er lyrisch ist, das heißt wo er als Bestandteil lyrischer Strophen erscheint; dagegen hat er ihn da, wo er in längeren, fortlaufenden Reihen auftritt, durch den reimlosen fünffüßigen Jambus ersetzt. Ueber den Trimeter konnte man streiten, über den Alexandriner nicht; er ist uns als Versmaß längerer Gedichte so vollständig fremd geworden, daß wir uns niemals mehr in ihn hinein fühlen können; wir ertragen ihn im Epos oder Drama höchstens noch zur Charakterisierung zopfiger Feierlichkeit und Wohlredenheit, wie er etwa schon in Körners Gouvernante verwendet ist. Beranger und Hugo sind vielleicht die zwei allerverschiedensten Lyriker Frankreichs, auf die ein Uebersetzer verfallen konnte, mag ihnen auch die starke politische

Aber gemein sein, was dazu mitgewirkt haben könnte, Seeger zu ihnen hinzuziehen. Daß er mit seinem Beranger mehr Glück gehabt hat, liegt an unserem deutschen Geschmack in lyrischen Dingen; die Arbeit war bei Hugo nicht kleiner, sondern größer. Nicht zwar in metrischer und elementarsprachlicher Beziehung, aber in Beziehung auf den ganzen hochgetragenen Odenstil des Franzosen. Denn wenn es etwas giebt, was uns seit damals hundert Jahren so ziemlich abhanden gekommen ist, so ist es die Empfindung für diesen lyrischen Stil höherer Ordnung. Es gehörte die größte Kunst dazu, uns den dem Deutschen vielleicht fremdesten französischen Dichter näher zu bringen, ohne ihn zu verfälschen. Seeger hat den Versuch wagen können. In weitere Kreise freilich konnte diese Uebersetzung seinen Namen nicht tragen.

Den Mann, der sich an solchen Aufgaben erprobt hatte, konnte nur die größte noch reizen. Schon im Winter 1857 auf 1858 schrieb Rudolf Kausler an seinen Bruder: „Wenn du mit Seeger zusammenkommst, so ermahne ihn doch auch in meinem Namen, er solle den Plan einer neuen Shakespeare-Uebersetzung nicht aufgeben und einmal ein Probestück drucken lassen. Er hat in seinem Aristophanes bewiesen, daß kein Uebersetzer in der Gegenwart es ihm gleich thun kann, wenn es sich darum handelt, einen fremden Poeten zu einem deutschen zu machen". Auch die Stelle in einem vier Jahre späteren Briefe von Hermann Kurz wird sich auf nichts anderes beziehen: „Seegers Gelingen freut mich sehr und noch mehr sein Vorsatz, ein Meisterwerk zu liefern,

was er ja bloß zu wollen braucht". Nach der Vollendung des Victor Hugo nahm Seeger die neue Arbeit, die umfänglichste von allen, ernstlich zur Hand. Am 30. Mai 1863 las er im Saale des Museumsgartens die Uebersetzung des König Johann öffentlich vor; er hatte, wie berichtet wird, dieses Stück zuerst vollendet, weil der Schauspieler Dawison es bei seinem Besuch in Stuttgart gewünscht hatte, um es nach der neuen Uebersetzung auf dem Dresdener Hoftheater spielen zu lassen. Als Verleger für die Uebersetzung war Otto Wigand in Leipzig gewonnen. Zur Unterstützung der Arbeit beantragte ein naher Freund Seegers bei der deutschen Schillerstiftung die Gewährung eines Ehrensoldes. Sie erfolgte im Februar 1864 für drei Jahre; als Seeger die Nachricht empfing, war er schon krank; seine Witwe hat den Ehrensold noch bis 1866 bezogen.

Eine Nebenarbeit war es, als Seeger im Jahr 1863 eine stattliche Anzahl von schwäbischen und andern deutschen Dichtern zu dem „Deutschen Dichterbuch aus Schwaben" vereinigte, das zu gleicher Zeit mit seinen zwei eigenen lyrischen Bänden bei Emil Ebner in Stuttgart erschienen ist. Es war offenbar als Gegenstück zu Geibels Münchner Dichterbuch gedacht, das ein Jahr vorher erschienen war. In drei Abteilungen folgten epische, lyrische, dramatische Sachen auf einander. Seeger selbst war nur in der ersten Abteilung vertreten mit dem Schwank „Die Goldfasanen", der aus dem Jahre 1862 zu stammen scheint und ein recht volles, gründliches Behagen am menschlichen Dasein verrät. Es ist eine tolle Geschichte aus Neapel, in der einem Schuh-

macher zur Rache für seine Bosheit eingeredet wird, daß die von ihm zu Markte getragenen Schuhe Goldfasanen seien. Das Motiv ist ganz ähnlich wie in Geibels beträchtlich älterem „Meister Andrea“ und mit nicht geringerer Munterkeit und Ausgelassenheit durchgeführt. In formeller Beziehung dagegen bedient sich der Schwank der reimlosen Trochäen, welche Herders Cid zuerst aufgebracht und Scheffels Trompeter für derartige Zwecke harmloser parodierender Komik mit Erfolg verwendet hatte.

Mitten aus der Bahn, aus der vollen, geübten Kraft der rüstigsten Mannesjahre wurde Seeger weggerissen. Er hatte über ein Jahrzehnt mühsam ringen müssen, um seine Existenz zu fristen, und er hatte es gethan, ohne je zu den beliebten Mittelchen seichter Unterhaltungsschriftstellerei zu greifen. Er hatte sich die Anerkennung und Wertschätzung erworben, die gerade der Schwabe und besonders der Bewohner der Beamtenstadt Stuttgart einem Mann ohne Amt und Würde nicht so leicht zu Teil werden läßt. Nun dachte er wohl, der Sorgen um des Lebens Notdurft bald quitt zu sein, nachdem die Söhne dem Elternhaus entwachsen waren und beginnen konnten, auf eigenen Füßen zu stehen. Als Dichter hatte er sich einen geachteten Namen und einen gesicherten Rang geschaffen und stand in seinem Wohnort selbst mitten in einem Kreise dichterischer Freunde, unter denen mein Vater und der Romandichter Otto Müller ihm am nächsten verbunden waren. Jedermann erwartete eine lange, fruchtbare Thätigkeit für ihn, der im Begriffe stand durch ein weiteres Meisterwerk der Uebersetzerkunst zu dem

alten Ruhme neuen zu fügen. Auch sein politisches Wirken schien in der schleswig-holsteinischen Frage einen festen Mittelpunkt gefunden zu haben. Anstrengende Arbeit war ihm eine Freude. Er hatte einen kraftvoll gebauten Körper, den er durch Uebung wacker erhielt — auch schriftstellerisch hat er sich gelegentlich mit der Turnkunst zu thun gemacht. Ein Naturfreund voll des feinsten Sinnes für das Schöne der Welt, war er noch immer der rüstigen Fußwanderung, etwa mit seinen heranwachsenden Söhnen, eifrig zugethan. Nach dem eisernen Fleiß des Tages war er einer frohen Geselligkeit nicht abgeneigt und bildete einen Mittelpunkt geistreicher Tafelrunde; er, dem alles Gespreizte, Geleckte, Gesalbte gründlich zuwider war. Die Räume der Wernerischen Gartenwirtschaft an der Marienstraße, welche Hermann Kurz durch seine Novelle von den beiden Tubus unsterblich gemacht hat, haben manchen kernigen Witz, manche ins Schwarze treffende Kritik Seegers vernommen; das Eine und Andere davon lebt noch jetzt im Munde der Nachwelt.

Da kam das Schicksal. Vom 26. Februar 1864 an hat Seeger in der Abgeordnetenkammer gefehlt. Es hatte ihn ein Unwohlsein befallen, das zunächst leicht zu sein schien, auch die Arbeit gestattete. Aber nach einiger Zeit zeigten sich typhöse Erscheinungen und das rasch anwachsende Fieber hat in der Morgenfrühe des 22. März dem kraftvollen Leben ein erschütternd rasches Ende gemacht. Er, dem man im Scherz ein Jahrhundert gegeben hatte, hat es nicht auf viel mehr als die Hälfte gebracht. Am Nachmittag des 24. März ist er auf dem friedlich am Fuß des Berges

gelegenen Fangelsbachkirchhof bestattet worden, bei herrlichem, sonnigem Frühlingswetter. Es war eine mächtige Totenfeier, deren Eindrücke ich, der ich als zwölfjähriger Knabe zusehen durfte, nicht vergessen kann. Der Ausschuß des Arbeiterbildungsvereins, die Mitglieder der Abgeordnetenkammer — „Prälaten und Ritter nicht ausgenommen“ —, eine Deputation von Ulm eröffneten den Leichenzug, in dem sich, wie nicht oft wieder, die bald nachher durch die Zeitereignisse zerrissene demokratische Partei Württembergs zusammenfand. Am rührendsten war es, dem Sarge den jüngeren Bruder Adolf folgen zu sehen, der schwer leidend lange vor dem Bruder dem Tode verfallen geschienen hätte und nur anderthalb Jahre nach ihm, am 15. September 1865, auch dahingegangen ist. Auf den Gesang des Liederkranzes und das Gebet des Geistlichen folgte ein Gedicht meines Vaters und eine Rede Bechers, des gefeiertsten Redners der Demokratie. Die Trauer wurde zur stillen Erhebung durch den Gedanken, daß der Geschiedene nun in ungebrochener Kraft in der Erinnerung der Seinigen fortlebe. „Er mußte aufrecht von dannen gehen. Siechtum und Alter hätten ihn bei seinen Ansprüchen an den Geist, seinem Wirkungsdrang doppelt unglücklich gemacht. Nur so steht er, ein Bild der Kraft, vor dem kommenden Geschlecht.“ Ein einfacher Grabstein schmückt das Grab des Dichters und Patrioten und erinnert daran, daß ihm nicht viel weniger als drei Jahrzehnte später, am 15. März 1892, die Gattin ins Grab nachgefolgt ist. Beide Söhne haben den Beruf des Geschäftsmanns ergriffen; der jüngere ist noch in frü-

herem Alter als der Vater dahingegangen, der ältere lebt als angesehener Geschäftsmann und vielbeschäftigter Künstler in Stuttgart.

Die erste Sorge der Freunde nach Seegers Tode war, was von seinem letzten und größten Werk, dem deutschen Shakespeare, für die Nachwelt gerettet werden könnte. Es war leider nicht viel. Von den sechsunddreißig Stücken waren nur drei vollständig übersetzt: König Johann, Timon von Athen und Hamlet; der Othello war gediehen bis in die erste Scene des fünften Aktes, nach den Worten „da liegt Cassio schwer verwundet“ hatte Seeger am 5. März die Feder niedergelegt. Otto Müller wußte einen Verleger zu gewinnen. Das Bibliographische Institut in Hildburghausen, das damals seine Bibliothek ausländischer Klassiker herausgab und um dieselbe Zeit auch Hermann Kurz dafür gewonnen hat, konnte für die unter der Führung Wilhelm Jordans unternommene Uebersetzung Shakespeares die Seegerischen Stücke brauchen. Gleich im Herbst 1864 gingen sie in das Eigentum dieses Verlags über und sind im Jahr 1867 als Bestandteile der gesamten Shakespeare-Uebersetzung erschienen: König Johann im ersten, Hamlet im siebten, Timon im neunten Bande; der Othello dagegen erschien in der Uebertragung Jordans. Es können aber die drei Stücke genügen, um von Seegers Verfahren einen Begriff zu geben und das Bedauern zu erwecken, daß ihm nur so wenig zu geben vergönnt gewesen ist. Seeger war bei dieser Uebersetzung von vornherein günstiger und ungünstiger gestellt als bei seinen früheren. Günstiger, denn es galt aus einer

nahe verwandten Sprache zu übertragen, aus der wohl einmal ein Vers wörtlich und mit demselben Tonfall ins Deutsche herüberkommen mag; ungünstiger, denn es handelte sich um den Größten der Großen, der alle Kraft der Seele aufzubieten zwingt. Günstiger, denn die Schlegel-Tieckische Uebersetzung hatte hier mehr als irgend eine bei einem andern Dichter vorgearbeitet; ungünstiger, denn es galt mit dieser bedeutenden Arbeit zu ringen und sie zu übertreffen. Ihr Vorbild ganz unbenutzt zu lassen, hat keiner der späteren Uebersetzer verantworten wollen. Auch Seeger trifft in manchen Wendungen, die gar nicht anders übersetzt werden konnten, an manchen längst zum Gemeingut gewordenen Stellen mit der älteren Uebersetzung zusammen. Aber auf Schritt und Tritt weicht er auch von ihr ab und selten zu seinem Nachteil, viele seiner Aenderungen sind entschiedene Verbesserungen. Nicht selten ist der Sinn des Originals, mitunter auch der Wortlaut, getreuer wiedergegeben. Insbesondere aber hat auch in dieser Uebersetzung Seeger einen fließenderen, natürlicheren, deutscheren Ausdruck angestrebt. Das zu erreichen, ist aber wieder nur durch eine bestimmte Freiheit in Bezug auf das Versmaß möglich geworden. Der dramatische Vers konnte ja hier ohne jede Abweichung beibehalten werden; aber während die Schlegelische Uebersetzung die Verszahl und Versabteilung des Originals beibehalten hatte, hat sich Seeger erlaubt, wo die deutschen Worte mit ihrer meistens größeren Silbenzahl sich nicht in denselben Raum drängen ließen, über die Originalzahl der Verse etwas hinauszugehen und damit auch das Verhältnis

von Vers und Satz gelegentlich zu verschieben. Es ist nicht seine Schuld, wenn trotz der Vorzüge seines Shakespeare der Aristophanes doch als die größere, überhaupt als seine größte Leistung erscheinen muß; nicht nur ist dieser vollständig erschienen, es war auch die Arbeit an dem griechischen Komiker gewiß die allerschwerste und die Vergleichung mit andern Uebersetzern fällt hier noch entschiedener zum Vorteil Seegers aus.

Seeger ist nicht nur als Uebersetzer der vorzüglichste unter seinen nicht ganz wenigen schwäbischen Zeitgenossen, sondern auch als Lyriker eine höchst erfreuliche und wohlthuende Erscheinung, ganz abgesehen noch von der erquicklichen Frische und Kraft seiner Persönlichkeit, die auf ein viel späteres Geschlecht ja doch nicht mehr mit der ganzen Gewalt wirken kann, von der ich noch ein freilich noch lange nicht eidesfähiger Zeuge gewesen bin. Daß er so ganz vergessen bleiben sollte, hat mir nicht hinuntergewollt; hier ist seine anspruchslose Lebensskizze, der man hoffentlich wenigstens die Herzensfreude über einen so ganzen Mann nachfühlen kann.

Schillers Heimatjahre
von Hermann Kurz.

Die litterarischen, politischen und sozialen Bewegungen und Schwankungen haben sich immer im Roman besonders vernehmlich geltend gemacht. Die Vorkämpfer des jungen Deutschlands waren es, die am lautesten die Forderung aufstellten, die Litteratur müsse sich der Zeit dienstbar machen. Eine Anzahl von Romanen mit ausgesprochener Tendenz, mit mehr oder weniger klarem Programm trat an den Tag. Klarer und schöner als irgend ein Anderer stellte Immermann in seinen Epigonen, wenn auch verbrämt mit einzelnen ganz romantischen Zuthaten, den Kampf der Geburtsaristokratie und Industrie dar; weit kritischer und satirischer wurde er zwei Jahre darauf in seinem Münchhausen, in welchem er aber als Perle in abstechender Fassung die westfälische Dorfgeschichte untergebracht hat. Auch in Schwaben hat der Zeit- und Tendenzroman in den dreißiger Jahren seine Blüten getrieben und auch hier ist rasch der Uebergang zur Volks- und Familienerzählung vollzogen worden. Nachdem im Todesjahr Goethes der Maler Nolten Mörikes noch mit den Romanen des Meisters um den Preis in künstlerischer Vollendung und psychologischer Tiefe ge-

rungen hatte, hat Auerbach fünf und sieben Jahre nachher seine beiden Judenromane und 1843 den ersten Band seiner Schwarzwälder Dorfgeschichten erscheinen lassen.

Im nämlichen Jahr 1843 hat Hermann Kurz den ersten seiner zwei großen Romane aus der Geschichte Württembergs veröffentlicht: „Schillers Heimatjahre. Vaterländischer Roman". Der Roman hat viele und dankbare Leser gefunden und ich kann mich begnügen, durch eine kurze Nacherzählung seinen Inhalt den Lesern dieser Zeilen wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Heinrich Roller, württembergischer Kandidat der Theologie, verlobt sich mit Lottchen, der jüngeren Tochter des Pfarrers in Illingen. Er soll in Stuttgart um eine Pfarrstelle nachsuchen, kommt aber zufällig mit dem Herzog Karl zusammen, der ihm den Plan auszureden und ihn in seinen Dienst zu ziehen sucht. Er nimmt den Antrag Karls an, nach Ulm zu Schubart zu reisen, um diesen vor den Nachstellungen des Wiener Hofes zu warnen; auf der Reise verweilt er in Reutlingen bei dem Bürgermeister, dessen Bekanntschaft er in Stuttgart gemacht hat. Er ist in Ulm Zeuge von Schubarts populärer Publizistenthätigkeit, aber auch bei dem Ausflug nach Blaubeuren Zeuge seiner Verhaftung. Er kehrt von dort nach Stuttgart zurück, wird zu den Festlichkeiten in der Karlsakademie zugelassen und, obschon er durch das Verfahren des Herzogs mit Schubart gewarnt sein könnte, nimmt er den Antrag an, Lehrer an der Akademie zu werden. In dieser Stellung eine Familie zu ernähren, ist nicht möglich; die Verlobung wird vorerst

aufgehoben.

Im zweiten Teil (Band) lernen wir zunächst das Treiben Schillers und seines Kreises kennen, zu dem auch der jugendliche, nachsichtige Vorgesetzte Roller gehört: die nächtliche Vorlesung der Räuber, die durch den Herzog gestört wird, nächtlichen Unfug mit dem bekannten Aufseher Rieß. Roller findet in Stuttgart eine mit ihm fühlende weibliche Seele, die frühere Geliebte des Herzogs Aurora, die ihm auf einer Spazierfahrt ihre Geschichte erzählt. Bei dieser Spazierfahrt werden beide von Lotte gesehen. Lotte ist in Stuttgart zu Besuch bei ihrer älteren Schwester Amalie, die, auch ein Opfer der Laune des Herzogs, mit einem Expeditionsrat verheiratet ein freudenarmes Dasein führt. Roller sieht Lotte in Gesellschaft eines Barons, den er als Gecken kennt. Beide sehen ihre Verbindung auch innerlich als gelöst an. Lotte wird auf der Heimfahrt vom Theater durch den Baron wider ihren Willen auf sein Schloß entführt, vermag aber von dort zu entweichen. Schillers geniale Wirtschaft in seiner Sturmperiode als Regimentsmedikus wird geschildert. Eine Enkelin des Herzogs, Laura, wird Rollers Schülerin und setzt sein wehrloses Herz abermals in Flammen. Mit einem jungen Zigeuner geht diese abenteuerlustige Schönheit nach einem Maskenball durch und zu der Bande Hannikels, die eben auf dem Schwarzwald haust. Roller übernimmt die Aufgabe, sie von dort wieder zu holen. Er wird aber, da er sich in Gesellschaft eines befreundeten Pfarrers allzu sehr den studentischen Jugenderinnerungen hingegeben hat, im Schlafe selber von den

Zigeunern geraubt, muß längere Zeit bei ihnen und in Lauras Gesellschaft bleiben, verläßt sie dann, wird als verdächtig nach Sulz transportiert, durch den Pfarrer rekognosziert und befreit: allein die Sorge um Lauras Geschick läßt ihn nicht ruhen, er geht wieder zu der Bande.

Im dritten Teil finden wir ihn bei den Zigeunern, mit denen er im Schönbuch in eine herzogliche Jagd hineingerät. Laura wird von den Jägern ergriffen und im Wagen nach Stuttgart gebracht, wo sie, wie man später erfährt, einem Kavalier und Zögling des Herzogs vermählt wird. Gegen Roller, den er im Komplott glaubt, schießt der Herzog seine Pistole los, fehlt ihn aber. Roller zieht mit den Zigeunern bis in die Nähe von Reutlingen und entflieht ihnen, wie sie eben die furchtbare Rache an einem herzoglichen Grenadier ausüben, infolge deren stärker auf sie gefahndet und der große Räuber schließlich durch den gefürchtetsten Gegner des Gaunerwesens, den Oberamtmann Schäffer in Sulz, gefangen genommen wird. Roller erholt sich in Reutlingen bei dem Bürgermeister von seinen Mühsalen und erfährt, daß der Herzog, versöhnlich gestimmt, ihn in Hohenheim erwarte. Dort aber läßt ihn Karl, der ihn noch immer mit seiner Enkelin im Komplott glaubt, verhaften und auf den Asberg führen. Das Leben auf der Festung wird geschildert: der widerliche Frömmler Rieger, der noch immer zwischen Weltsinn und Buße schwankende Schubart, der Mann der echten Herzensreligion Philipp Matthäus Hahn, von dem Roller für die Vertiefung seines Seelenlebens lernt. Auf dem Asberg erhält er durch

Amalie einen Brief, der ihm Lottes unveränderteS Herz und den ganzen Reichtum ihrer Seele enthüllt. Lauras Gemahl kündigt ihm endlich seine Befreiung an; nachdem er eben noch Zeuge von Riegers jähem Tode gewesen ist, eilt er nach Stuttgart und auf die Solitüde, von wo er mit Amalie in derselben Nacht, in der Schiller mit seinem Streicher aus Stuttgart entflieht, nach abenteuerlicher Fahrt in Illingen ankommt. Es ist ihm die Stelle eines Prinzenerziehers an einem fremden Hofe durch den wieder umgestimmten Herzog angetragen; er wird sie antreten. Aber erst wird er noch mit Lotte durch den greisen Vater fürs Leben verbunden. — Ein Anhang „Wiedersehen in der Heimat“ führt elf Jahre weiter herab. Roller ist zum Besuch in Schwaben, er sieht den Herzog noch einmal, verlebt mit Schiller, der eben auch zu Besuch ist, frohe Wochen und die Freunde haben auch noch Gelegenheit, nach dem Tode des Fürsten ihren Ansichten über den Dahingeschiedenen Worte zu leihen.

Man wird sagen können, daß Schillers Heimatjahre, wenn man alles zusammen nimmt, unter den zwei historischen Romanen des Dichters am meisten befriedigen. Bedeutender ist zweifellos der Sonnenwirt; neben die Tiefe der Charakterzeichnung und die tragische Leidenschaft dieses Romans kann sich sein Vorgänger nicht stellen. Aber sein Inhalt ist mannigfaltiger, giebt ein volleres Bild des Lebens und der Zustände, und dem Sonnenwirt haftet das

Bleigewicht der historisch-kriminalistischen Relation am Schlusse schwer an.

Am deutlichsten springen zunächst die rein poetischen Eigenschaften des Romans ins Auge. Modernen Kunstjüngern wird er wohl zu normale Sätze, zu wenig Gedankenstriche und zu große Absätze haben; Leute, die ihre deutsche Sprache lieb haben, werden um so gerner nach so einem alten Herrn greifen, der deutsch hat schreiben können. Und wie! Kurz hat von jeher über eine bedeutende Sprachgewalt verfügt; zu der Schulung durch die großen Meister der Erzählungskunst kommt die Fülle von Lokalanschauungen, die Kenntnis der örtlichen Redeweise hinzu, die ihn für jedes Ding den treffenden Namen finden läßt, ohne daß er einen wie die Volksschilderer späterer und heutiger Tage mit einem ganzen Scheffel von Idiotismen zu überschütten braucht; die pointierte und prickelnde Manier seiner letzten Zeit, die überhaupt nur in kurzen Erzählungen gut wirken kann, ist noch ferne von ihm. Zu der vortrefflichen Sprache kommt eine lebhafte Empfindung, die doch nie zur Leidenschaft wird, sondern immer die Dinge selbst reden läßt, und eine eminente Fähigkeit der Anschauung. Jedem, der den Roman gelesen hat, muß ohne Besinnen eine Anzahl der lebendigsten Bilder und Vorgänge gegenwärtig sein, die mit der vollen Kraft der ursprünglichen Farben in ihm nachwirken. Vor allem sind die Naturszenerien, namentlich bei der Schilderung des Gaunerlebens, geradezu entzückend. Wenn wir uns aber fragen, wodurch diese leuchtenden Bilder bewirkt sind, so muß die Antwort lauten: nicht durch pein-

liche Aneinanderreihung einzelner Mosaikstäbchen, nicht durch rhetorische Deklamationen, sondern durch lebendige Handlung und Bewegung. Wollte man für Lessings Verwerfung der beschreibenden Poesie, für seine Forderung, daß der Dichter die Beschreibung in Handlung auflösen müsse, neben den homerischen Beispielen ein paar neue: man dürfte nur anführen, wie die Winkel- und Mauerwerke der Reichsstadt bei dem Gange Rollers zum Lichtkarz oder die Schluchten des Schwarzwaldes beim Durchzug der Zigeuner in voller Wirklichkeit vor einem stehen.

Fragen wir nach den tiefer liegenden Vorzügen der Erfindung und Verkettung der Handlung, so wird auch hier die Antwort zunächst die günstigste sein. **Kurz** war nicht der erste, der die Brauchbarkeit der württembergischen Geschichte für novellistische Darstellungen erkannt hatte. Es soll nicht die Rede von Hauffs Lichtenstein sein, über den die meisten bloß deshalb lächeln, weil sie ihn, wie Schiller und Uhland, schon sehr früh kennen gelernt haben und deshalb tief unter sich erblicken zu dürfen glauben; jene Zeit des ausgehenden Rittertums und des angehenden modernen Staats- und Kirchenwesens ist eine Welt für sich. Aber auch aus dem achtzehnten Jahrhundert hatte derselbe Hauff einen Erzählungsstoff gewählt; er hatte in seinem „Jud Süß“ die berüchtigtste Episode aus der Geschichte unseres Absolutismus geschildert; er ist also hier gewissermaßen der Vorgänger von Kurz. Aber die Art und Weise der Novelle Hauffs ist sehr charakteristisch verschieden von der Art des späteren Erzählers. Eine politische Haupt- und Staats-

aktion ist der Untergrund des Ganzen, der Kampf der Landstände und der Landeskirche gegen den Despotismus und Jesuitismus mit ihren Werkzeugen. Die Novelle ist voll von politischem Pathos, aber doch von recht unreifem, dagegen die viel reifere Art desselben Erzählers in der Novelle „Das Bild des Kaisers“ merkwürdig absticht. Die Liebesgeschichte der Schwester des Juden und des Sohnes des Konsulenten ist darauf wie ein himmelblauer Lappen auf Purpurgrund aufgetragen: Max und Thekla im Gewande des achtzehnten Jahrhunderts. Diese Novelle konnte also Kurz etwa bestimmen, auch in die Stoffvorräte der späteren Herzogszeit Württembergs hinein zu greifen, aber zugleich es jedenfalls viel besser zu machen. Das hat er denn auch gethan. Vor allem hat er einmal alles politische Pathos weggelassen, das bei solchen älteren Stoffen überhaupt eine mißliche Sache ist. Die württembergische Landschaft, welche Hauff im Sinne Uhlands als das Bollwerk der verfassungsmäßigen Freiheit verherrlicht hatte, ist hübsch bei Seite gelassen, und nur so gelegentlich ist hingeworfen, daß man an ihr doch nicht den mindesten Schutz gegen die herzogliche Willkür haben würde, sobald diese Willkür sich nicht gegen die Rechte und Interessen der ständischen Oligarchie richtete. Kurz hat es damit nicht allen recht gemacht. Er hatte, als 1856 die zweite Bearbeitung des Romans erschien, das Bedürfnis, sich gegen grobe Mißdeutungen von seiten der tendenziösen Preßmeinung zu sichern, welche zu vergessen geneigt sein dürfte, daß „darin keine moderne politisch-kritische Zeit, sondern eine

patriarchalische Vergangenheit geschildert sei". Er ist darin zweifellos nicht nur mit künstlerischem Takt, sondern auch mit historischer Gerechtigkeit zu Werke gegangen.

Es zeigt sich das vor allem in der Charakterisierung des Herzogs Karl selbst. Man findet diesen im Lande noch immer viel genannten Fürsten bald ganz einseitig in Worten geschildert, wie sie für irgend einen grausen Wüterich irgendwo passen würden, bald hat er und noch mehr seine Franziska (die bei Kurz ganz mit Recht im Hintergrund gelassen ist) unglaubliche Verhimmelungen erfahren dürfen. Kurz besaß Kenntnisse und Scharfblick genug, um in keinen dieser Fehler zu verfallen. Sein Bild Karls ist von allen, die ich kenne, das beste; nur am Schluß, nach Karls Tode, ist der apologetische Ton im Munde Schillers und seiner Freunde nicht so recht passend — jener Schluß ist aber auch das schwächste am ganzen Roman; wie denn solche Epiloge, welche auf eine Art von partikularem jüngstem Gericht mit möglichster Wiederbringung aller Dinge hinauslaufen, noch selten wohl gelungen sind. In der Erzählung selbst ist die scharfe Zeichnung dieses Charakters nicht genug zu bewundern; er ist so recht sine ira et studio entworfen. Zwei Grundeigenschaften namentlich, die ihn erst recht verständlich machen, eine ungewöhnliche Vorurteilslosigkeit auf der einen und eine taschenspielerartige Versatilität, eine schauspielerhafte Eitelkeit auf der andern Seite, machen ihn erst verständlich. Und nun folgt aus dieser objektiven Schilderung einer despotischen Persönlichkeit und Gewalt ganz ungezwungen die politische Grundstimmung, welche mit den feurigsten Dekla-

mationen nicht zu erzielen gewesen wäre: „Er ist ein glänzendes Beispiel, daß es nicht gut ist, die Gewalt und die Verantwortlichkeit in die Hände Eines Mannes zu geben".

Nehmen wir ferner hinzu, mit wie genauer Kenntnis und Sicherheit die Verhältnisse und Lokalitäten gezeichnet sind, wie adäquat der Ton der Erzählung und der Dialoge den Dingen und Personen ist, welche dargestellt werden, und wie das doch ohne jeden Aufputz von archäologischer Stilgemäßheit erreicht ist und vollkommen natürlich anmutet, so dürfen wir wohl sagen: die württembergischen Zustände in der späteren Zeit Herzog Karls sind nirgends so richtig und lebendig dargestellt wie in diesem Roman.

Auch wenn man nach der Oekonomie der Erzählung sucht, wird man leicht einen befriedigenden Zusammenhang des Ganzen herausfinden. In der Geschichte der Person, die nun einmal die Hauptperson des Ganzen ist, zeigt sich poetische Gerechtigkeit. Der junge Magister ist auf dem Punkte, seine Versorgung und damit die Hand seiner Geliebten zu gewinnen; die Gefahr hängt, ihm und ihr unbewußt, über ihnen, daß beide entweder verbauern oder unglücklich werden müßten, wenn sie nicht erst die Welt kennen lernten. Da weist die Faust des Allgewaltigen ihm einen andern Weg; die Liebesneigung kommt in Konflikt mit den äußeren Verhältnissen, aber im selben Momente zeigt sich, wie sehr zu befürchten gewesen wäre, daß der bei einem jungen, talentvollen Manne ungesunde Quietismus, der nur möglichst rasch in den Hafen einfahren möchte, vor den Lockungen der Welt nicht Stand gehalten hätte.

Wie der Herzog Roller in das Leben hinausschickt, da ist dieser rasch bereit, sich brauchen zu lassen; und nicht nur das praktische Leben in der großen Welt reizt ihn, auch den Wirkungen weiblicher Schönheit und Bildung steht er wehrlos gegenüber. Er muß den ganzen Zauber des wilden Naturlebens kosten und von dem Manne, der die Ordnung im Lande vertritt, aufs schmählichste und unverdienteste gekränkt werden, um noch im rechten Augenblick die Scheußlichkeiten zu erleben, die jenes Naturleben in sich birgt, und zu erkennen, daß sein Platz nur in der zivilisierten Weltordnung sein kann. Nun wird er im Stande sein, künftige Regenten zu erziehen, nun wird er geweiht sein, in die Segnungen des häuslichen Lebens einzugehen; und ebenso seine Braut, denn auch ihr ist im Wetterschein die Kraft gewachsen. Der Herzog, der aus reiner Laune in beider Geschick eingegriffen hat, hat schließlich, wie ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft, ihnen hinausgeholfen; er hat ihnen nur wie ein Werkzeug ihres eigenen Genius die Gelegenheit geben müssen, sich mit dem Leben auseinander zu setzen. Persönliches und Zuständliches sind so aufs engste und glücklichste verbunden. Auch die Wahl des Helden ist recht glücklich. Roller ist ein alter Stiftler wie Kurz selbst, der seine eigene ritterliche, feinfühlige Art, seine raschen Impulse, seine entzündliche und bestimmbare Poetennatur auf ihn übertragen hat. Von einem Manne seiner Art und seiner Bildung ist das alles denkbar, was von ihm erzählt ist und wozu ein minder fein gebildeter Mann zu stumpf, ein Weltkind zu klug wäre.

Roller ist so nicht nur der Typus des gebildeten, aber weltunerfahrenen Mannes, an dem alle diese Dinge vor sich gehen, sondern auch der des Dichters und Lesers, der sich aus der Ferne der Zeit mit ihnen beschäftigt. Irgend ein bedeutender Mann als Mittelpunkt würde nicht getaugt haben; er hätte die reine Schilderung des Zuständlichen unmöglich gemacht.

Nicht ebenso wird man urteilen müssen über den Zusammenhang im Einzelnen. Man kann hier an manchem Anstoß nehmen. Die unfreiwillige Entführung und Flucht Lottchens ist eine zwar ganz gut erzählte, aber doch nicht so ganz neue Geschichte; sie hat ja den Zweck, das Mädchen auch etwas erleben und dadurch innerlich gekräftigt werden zu lassen; aber der Zweck konnte besser erreicht werden als durch eine Geschichte, die man unwillkürlich als Parallele zu der nachherigen Flucht Lauras auffassen muß, als was sie doch gar nicht gedacht sein kann. Störend für die kompakte Einheit des Ganzen ist auch manches, was mit Schillers Erlebnissen zu thun hat. Die Geniestreiche der Akademisten, das Treiben des Regimentsmedikus und seiner Freunde stehen als bloß anekdotische Züge der Handlung ferne; und so ist der zweite Teil derjenige geworden, der am wenigsten innere Einheit besitzt. Auch noch gegen den Schluß ist es für den klaren Ueberblick der Handlung nicht vorteilhaft, wenn neben der Heimkehr Amaliens und Rollers auch die gleichzeitige Schillers erzählt ist. Nicht nur, daß uns bei dieser letzteren immer Streichers unübertrefflich brave Erzählung vor Augen schwebt und die geistreicher ausge-

führte bei Kurz in Schatten stellt: es ist auch nicht eben geschickt, wenn in verschiedenen Kapiteln berichtet ist, daß Schiller und Streicher die Kirche in Illingen beleuchtet sehen, in der natürlich Roller getraut wird, und daß Roller und die Seinigen einen Wagen rollen hören, in dem natürlich Schiller und Streicher sitzen. Mit einem Wort: wo wir uns von dem Helden selbst entfernen, ist die Erzählung minder gut gefügt; und es ist kein Zufall, wenn der vordere Teil des ersten Bandes und der dritte in ihrer flott fortlaufenden Erzählung am besten sind.

Ein Ueberblick über die Quellen und die Entstehungsgeschichte des Romans wird am besten zeigen können, woher der Inhalt und die gelegentlichen Schwächen des Werkes stammen.

Was die Geschichte Rollers selbst betrifft, so ist sie offenbar frei erfunden. Ob Kurz irgend welche Anhaltspunkte dafür hatte, weiß ich nicht. Es wird zwar behauptet, ein Roller sei Schillers Lehrer gewesen, aber das ist falsch: weder ist ein Roller Lehrer oder Aufseher an der Akademie gewesen, noch hat es überhaupt in Württemberg einen Theologen Roller gegeben, der dem Alter nach nur entfernt passen würde. Jedenfalls ist die Art, wie Roller in Schillers Jugendgeschichte verflochten ist, vollkommene poetische Licenz. Was die gelegentlicheu Andeutungen besagen sollen über die Aehnlichkeit Rollers mit dem General Wimpffen, ist nicht recht klar, denn nach dem Schlußabschnitt soll er der rechte Sohn eines Pfarrers gewesen sein; es sind auch jene Andeutungen in der zweiten Auflage mit Recht ge-

strichen worden. Bei Amalie und dem Expeditionsrat brauchen wir keine bestimmten Originale zu suchen; solcher Unglücklichen, deren Tugend irgend ein Beamter durch eine Konventionsehe zu reparieren bereit war, gab es mehr als genug. Ebenso hat Kurz für seine Aurora wohl kein besonderes Modell gebraucht; deren fanden sich im Leben und in der Dichtung seit Orsina und Milford nicht ganz wenige; ebenso solche Gecken und Wüstlinge wie der Baron, dessen Typus außer bei Schiller im Hofmarschall Kalb namentlich bei Wilhelm Hauff zu finden war. Der Mystiker, der in Lottchens Flucht eine Rolle spielt, wird kein anderer sein als der bekannte Theosoph Oetinger, der in Murrhardt 1782 gestorben ist; denn die ganze Beschreibung paßt auf den Welzheimer Wald, welchen Kurz von Buoch her kannte. Für den Herzog und seine Karlsschule stand dem Dichter nicht nur eine ziemlich ausgedehnte, da und dort zerstreute Litteratur zu Gebot, sondern noch zwei weitere wichtige Quellen. Erstlich konnte er eine Menge mündlicher Angaben und Anekdoten benutzen, denn es war seit Karls Tode noch kein halbes Jahrhundert verstrichen. Namentlich wußte er die alten Angehörigen der Akademie auszufragen, die „Karlisten", wie er sie scherzend nannte; er nennt insbesondere Schlotterbeck, den bekannten Kasualdichter, der von 1788 an Lehrer an der Akademie gewesen war und erst 1840 in Stuttgart gestorben ist. Zweitens aber standen ihm die im Cottaischen Besitz befindlichen Aufzeichnungen Petersens, des bekannten Jugendgenossen Schillers, zur Verfügung; Kurz hat sich aus diesen Papieren des unermüd-



lichen Notizenkrämers und Skandalhistorikers zahlreiche Auszüge gemacht, die in seinem Nachlaß noch vorhanden sind; sie betreffen namentlich die übeln Seiten des Herzogs, und Kurz konnte hier reiche Ernte halten — seine Künstlerschaft hat er damit bewiesen, daß das Bild des Fürsten nirgends zur Karikatur ausgeartet ist, als was es bei Petersen oft genug erscheint. Auch über Schiller lag ihm schon eine nicht ganz unbedeutende Litteratur vor; die Jugendfreunde Petersen, Scharffenstein, Conz hatten in mehreren Zeitschriften, die Kurz zu Gebote standen, ihre Erinnerungen niedergelegt; zuletzt kam noch Hoven's 1840 erschienene Selbstbiographie hinzu, aus der Kurz die in die Situation passenden, aber mit den wirklichen Empfindungen Schillers kaum so recht übereinstimmenden Reden Schillers über den toten Herzog geschöpft hat. Am wichtigsten aber war Streichers Bericht über die Flucht. Er war 1836 erschienen; Kurz hatte ihn in der Zeitschrift „Der Spiegel" recensiert und zwar etwas schnöde; denn er hatte nur für die Erscheinung Schillers als des Pegasus im Joche ein Auge gehabt, keins für das edle, unendlich liebenswürdige Herz, für die Treue eines Hundes, die Streicher an den Tag gelegt hat. Im Roman hat er das ein wenig gut gemacht, aber ein paar Worte mehr hätte er schon haben dürfen für den aufopferndsten und selbstlosesten Freund, den je ein Dichter gehabt hat.

Die Beschreibung der berühmten Anlagen in Hohenheim, des wunderlichsten Denkmals eines zwischen Sentimentalität und Roheit oscillierenden Despotengeschmacks, konnte Kurz

aus mehr als einem Werke schöpfen; der Ernst der Zeiten hatte schon längst mit rauher, aber gerechter Hand diese Theaterkulissen und Schönheitspflästerchen beseitigt. Für die Szenen mit Schubart gab ihm dessen Chronik und Selbstbiographie genügende Ausbeute; ja er meinte sich entschuldigen zu müssen, daß er manches zu wörtlich entlehnt habe. Die Figur Riegers ist recht nach dem Leben gezeichnet. An ein paar Orten war seine Lebensgeschichte schon erzählt; am bekanntesten ist die Darstellung Schillers in der Erzählung „Spiel des Schicksals", aus welcher aber kaum etwas zu entnehmen gewesen wäre, als der Tod des Generals zufolge einer Zornesaufwallung gegen einen Untergebenen. Für das schöne Bild des edeln Hahn konnte Kurz etwa aus seiner Autobiographie schöpfen, die 1828 erschienen war. Die Szenen, welche Schubart mit dem Schieferdecker Baur im Adler in Stuttgart aufführte, waren durch mündliche Ueberlieferung und durch einen Druck von 1792 in aller Munde. Ein Lapsus oder eine absichtliche Freiheit ist es, wenn Kurz die Freunde noch 1793 von den beiden als Lebenden reden läßt, während sie beide im Jahr 1791 gestorben waren. Ein paar gute satirische Züge konnten Bernritters „Wirtembergische Briefe" von 1786 hergeben, welche Kurz mit großer Freude gelesen hatte. Die mysteriöse Beichte des Schmieds gegen den Schluß entstammt den mündlichen Gerüchten, welche im Lande umliefen und noch jetzt gehört werden können, daß Karl Alexander ermordet worden sei.

Die Räuberszenen, mit einer des besten Schilderers wür-

digen Kunst dargestellt, sind in ihrer Schattenseite nur zu wirkliche Wahrheit gewesen. Der große Hannikel (Jakob Reinhard) war Jahre lang der Schrecken des Landes; seine Gefangennahme und Hinrichtung, welche erst 1787 stattfand, hat Kurz noch in die Begebenheiten von 1782 hineingezogen. Kurz konnte für diese Darstellungen insbesondere den vortrefflichen, 1793 erschienenen „Abriß des Jauner- und Bettlerwesens in Schwaben" benutzen, der die eigentlich klassische Darstellung dieser Dinge giebt und aus dem er nachher für seinen Sonnenwirt mit noch vollerer Hand schöpfen konnte. Laura aber ist keine Person des achtzehnten Jahrhunderts, sondern soll nach einer Stuttgarter Dame geformt sein, die im Jahr 1833 dem elterlichen Haus entlaufen und eine Zeit lang mit Vaganten herumgezogen war. Die köstliche Geschichte mit dem Kaffee, den die bäurische Pfarrfrau schmälzt, um dem Gast eine besondere Ehre anzuthun, soll wirklich passiert sein. Die beiden Reutlinger Szenen sind eine Art Nachklang der schon vorher von Kurz reizend erzählten Familiengeschichten. Kann man bei der ersten zweifeln, ob sie nicht ein etwas überflüssiges, wenn auch noch so gut ausgefallenes Erzeugnis des Lokalpatriotismus sei, so ist die zweite um so mehr an ihrem Platz. Sie bildet ein ganz treffliches retardierendes Moment zwischen den Greueln der Hannikelsbande und den Szenen in Hohenheim und auf dem Asberg. Zugleich aber soll sie wohl auch durchblicken lassen, daß Rollers Platz weder bei den Ausgestoßenen der menschlichen Gesellschaft ist, noch in dem banausischen Behagen reichsstädtischen Pa-

triarchentums, sondern — trotz allem, was geschehen ist und noch geschehen wird — in der großen Welt, in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft, in der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit.

Die Entstehungsgeschichte des Romans ist eine wahre Leidensgeschichte, wie sie hinter diesem auch in seinen düstern Partien noch von einer lebendigen, heiteren Frische durchwehten Werke niemand suchen würde; eine Leidensgeschichte, zu der der Dichter selbst und andere in einer nicht mehr völlig entwirrbaren Vermischung beigetragen haben. In der Vorrede, die dem ersten Bande vorausgeschickt ist, hat er das angedeutet, und aus den Briefen und Aktenstücken, die in meiner Hand gewesen sind, läßt es sich genauer nachweisen.

Nachdem Kurz 1832 mit der Uebersetzung englischer Gedichte und 1834 mit der Herausgabe des alten Faustbuchs schon als Student seine ersten litterarischen Gänge gewagt hatte, entschloß er sich im Anfang des Jahres 1836, von der Schriftstellerei zu leben und zog aus seinem Vikarsidyll in Ehningen nach Stuttgart in die laute Oeffentlichkeit. Es fehlte dort nicht an unternehmenden Buchhändlern. Hallberger beschäftigte ihn als Uebersetzer. Mit dem Datum 1837 auf dem Titelblatt, aber dem 4. November 1836 unter der Vorrede, erschienen bei Karl Erhard die „Genzianen“, acht novellistische Skizzen, die alle dem Leben der Heimat entnommen waren und sofort das große Talent für die Schilderung des Zuständlichen, für die Auffindung des warmen Lokaltons bekundeten. Im nämlichen Jahr 1836

war Kurz auch schon mit dem Fürsten des Stuttgarter Buchhandels, mit Cotta, in Verbindung gekommen. Nicht nur hatten mehrere Novellen der genannten Sammlung in diesem Jahr ihren ersten Abdruck in Cotta's „Morgenblatt" erfahren; es hat sich auch im Sommer und Herbst längere Zeit darum gehandelt, daß Kurz in Cottas Diensten nach Augsburg übersiedeln sollte. Daraus ist nun nichts geworden. An Stelle dieses Plans trat ein anderer, den ebenfalls die Cottaische Buchhandlung verwirklichen sollte, und das war eben der Plan unseres Romans.

In der Vorrede vom 11. Februar 1843 sagt Kurz: „Heinrich Roller oder vor sechzig Jahren, schwäbische Geschichten, so lautete der Titel, den der Verfasser heute vor sechs Jahren, an Herzog Karls Geburtstage, so säuberlich als ihm gegeben ist auf die erste ahnungsvolle weiße Seite malte". Wirklich ist in den nicht ganz wenigen Briefen, die in meiner Hand gewesen sind, vorher nie die Rede von dem Roman; aber im Februar 1837 schrieb Kurz in seinem barock-witzigen Briefstil an Adelbert Keller: „Dann schreibe ich (honny soit qui mal y pense!) einen dreibändighistorisch-KarlHerzoglichSchillerSchubartischSchieferdeckerischnational-sechzigbogigen Roman". Von da an verschwindet der Plan nicht wieder. Cotta ließ durch Gustav Schwab, der sich des jungen Dichters stets freundlich annahm, bei ihm anfragen, ob er den Roman nicht bekomme. Kurz übersandte im Mai einen „Bauriß" zu der Erzählung. Der Dichter glaubte, eine so weitgreifende Arbeit bedürfe einer reinen, ungestörten Lage, einiger Reisen und zeitraubender Vorstudien; er glaubte

aber, wenn er durch pekuniäre Sicherung seiner Lage in völliger Muße leben könnte, so würde er zu Anfang des Jahres 1838 mit der Ausarbeitung fertig sein können. Cotta gewährte ihm einen Vorschuß und eine halbjährige Pension für die Arbeit, und Kurz zog im Juni 1837 nach Buoch, wo sein Freund Rudolf Kausler Vikar war. Er führte dort ein angenehmes Leben, lernte Land und Leute kennen und konnte das dort Gesehene namentlich später für seinen Sonnenwirt verwenden. Aber das Erträgnis jener Zeit für den Roller war sehr unbedeutend. Nachdem Kurz im November vierzehn Tage in Stuttgart gewesen und von dort nach Buoch zurückgekehrt war, schrieb er an Keller: „Der Winter treibt und schiebt an meinem Roman; ich sehe jedoch, daß diejenigen sehr im Irrtum sind, die da glauben, um zu arbeiten müsse man aufs Land gehen; Horaz hat das besser gewußt — das procul negotiis ist unzertrennlich davon. Die vierzehn Tage, die ich in Stuttgart war, habe ich aus Langerweile und Ueberdruß mehr gearbeitet als den ganzen Sommer hier". Und im Januar 1838 mußte er gegen Cotta gestehen, er habe bei diesem Roman sein gutes Lehrgeld bezahlen müssen; die Neuheit der Form, die Nähe der behandelten Zeit, die ein ganz freies Walten der Einbildungskraft ausschloß und „jedes Kapitel gleichsam mit Realität zu tränken gebot", hätten hemmend gewirkt; aber diese Verzögerung habe zugleich gedient, „dem Buche einen Gehalt zu geben, den es wenigstens auf den ersten Wurf nicht bekommen hätte"; die noch ungeschriebenen Partien seien innerlich so gut wie fertig. Auf den Mai sollte der

Roman vollendet sein. Einstweilen wurden im März zwei Bruchstücke aus „Heinrich Roller oder vor sechzig Jahren“ im Morgenblatt abgedruckt: „Schiller als Schauspieler“ und „Ein Mittagsmahl in der Hohen Carlsschule“, welche später, mit ganz geringen Abweichungen, das zehnte, zwölfte und dreizehnte Kapitel des ersten Teils bildeten. Im April 1838 berichtet dann Kurz, das erste Buch des Romans sei groß geworden, fünfzehn mitunter sehr dicke Kapitel. „Wenn Cotta nur halb will, so lass' ich Buch für Buch drucken, hauptsächlich weil ich von der Teilnahme des Publikums auf Notizen hoffe.“ Anderthalb Kapitel, die in Reutlingen spielen, hat er mit großem Erfolg zwei Landsleuten vorgelesen. Zwar redet Kurz in dem Briefe von vier mal fünfzehn, muß also vorübergehend an vier Bücher gedacht haben; allein die andern Angaben stimmen alle zu der Annahme, daß das damals vollendete erste Buch gleich dem ersten Bande von 1843 gewesen ist.

Als nun aber Cotta das Manuskript des ersten Teils in der Hand hatte, machte er Schwierigkeiten. Er hatte, wie es Kurz schien, zwar Zutrauen zu dem Erfolg des Buches, aber „große Bedenklichkeiten in puncto loyalitatis“. Ich und andere haben das früher auf die Laura-Geschichte bezogen. Das ist aber nicht möglich. Daß Kurz an den Scenen mit Hannikel erst 1842 gearbeitet hat, geht aus einem seiner damaligen Briefe deutlich hervor; von der ganzen Räubergeschichte ist 1838 noch keine Silbe fallen gelassen. Außerdem hat Kurz 1842 angegeben, es habe ursprünglich ein ganzer Band auf Schillers Dichterleben

kommen sollen. Nach allem dem wird anzunehmen sein, daß Cotta allgemeinere politische Bedenken hatte. Kurz selbst sagte später, er habe „anstoßerregende Sachen“ gestrichen, und schon 1838 schreibt er: „Nach Cottas Erklärung kann man entweder eine Apotheose der gegenwärtigen Regierung oder aber eine Beleidigung der Dynastie darin finden. Ein Vernünftiger, wie unsereins, wird über beides lachen“. Mancher wird sich erinnern, daß auch Laubes Karlsschüler, in denen Karl doch weit günstiger behandelt ist als bei Kurz, zu Lebzeiten König Wilhelms I. in Stuttgart nicht aufgeführt werden durften. Hermann Hauff, der Redakteur des Morgenblatts, wollte zwar acht Jahre später wissen, Cotta habe die Loyalitätsbedenken bloß vorgeschoben, in Wahrheit habe er zu dem buchhändlerischen Erfolg kein Zutrauen gehabt. Ob das nun richtig ist oder nicht: Kurz unterwarf sich einer vertraulichen Zensur des Manuskripts, an der sich zwei höhere Beamte beteiligten. Das Resultat war, daß Cotta im Mai den Verlag ablehnte. Formell muß er dazu berechtigt gewesen sein, materiell war es furchtbar hart — nicht nur gegen das Buch, das uns wenigstens in seiner späteren Gestalt recht wenig inkriminierbar scheinen will, sondern noch mehr gegen den Verfasser. Die Vorschüsse, die Kurz von Cotta bekommen hatte, mußte er, da nie ein Werk von ihm bei Cotta erschien, langsam und widerwillig durch Artikel für Cotta's Zeitschriften abverdienen.

Was nun weiter? Ein Gedanke, den nur die Verzweiflung eingeben konnte, war der, das Manuskript an die königliche Handbibliothek zu verkaufen; er wurde nur flüchtig aus-

gesprochen. Gegen weitere Veröffentlichungen im Morgenblatt hatte Cotta nichts, und so wurde ein weiteres Kapitel, „Schillers Traum“, später das achte Kapitel des zweiten Bandes, dorthin gegeben, aber wieder zurückgezogen und erst 1839 in der Zeitschrift „Europa“ veröffentlicht. Für das Ganze wurde ein anderer Verleger gesucht; und zwar hatte Kurz, da sein Manuskript offenbar noch nicht weiter reichte und er die Aengstlichkeit der Buchhändler gegenüber einem mehrbändigen Roman fürchtete, den Gedanken, wenn einer nicht alle Bände übernehmen wolle, zunächst nur den schon fertigen ersten zu publizieren. Außer diesem sei Schillers Traum und die Geschichte mit dem Schwarzwälder Pfarrhaus fertig; diese beiden könnten auch jede für sich gegeben werden. Eigentlich genüge der erste Band für sich, man brauche ja nur auf den Titel zu setzen „Schwäbische Geschichten“, der Plural zeige dann schon an, daß man keine organische Einheit zu erwarten habe; das Publikum werde Appetit nach weiterem bekommen, und dann könne man ihm den Rest auch noch vorsetzen. Genau genommen war das etwas litterarischer Selbstmord, aber Kurz mußte leben und brauchte Honorar, es komme woher es wolle; in seiner ganzen Bitterkeit schrieb er am 2. September 1838 an Schwab: „Ich schwöre Ihnen, ich habe diesen unglückseligen Roman bloß angefangen, weil ich glaubte, ein deutscher Autor sei verpflichtet, seiner Provinz auch einen Tribut abzutragen. Wohlfeiler wenigstens hab' ich mir diesen Tribut vorgestellt“.

Kein Verleger wollte etwas von dem Roman; in Stutt-

gart konnte man füglich wissen, daß Cotta davon zurückgetreten war, sollten die kleineren Leute ihre Haut zu Markte tragen? Hallberger, Metzler, Scheible lehnten ab. Für Auswärtige mochte der Inhalt des Romans wenig Interesse bieten; Sauerländer in Frankfurt, an den sich Kausler wandte, der damals dort war, wollte nicht, auch mit Löwenthal (Löning) war's nichts; und Brockhaus, an den Schwab den Roman empfahl, wollte sich nur auf das Ganze einlassen. Kurz machte Versuche, den Roman fortzusetzen; aber dazu fehlte die Muße und die ruhige Stimmung. Er war genötigt, zunächst wieder von der Hand in den Mund zu leben. Er stellte einen zweiten Novellenband zusammen, der unter dem Titel „Dichtungen“ 1839 in Pforzheim erschien. Er ließ sich von dem rührigen Buchhändler Hoffmann in Stuttgart zur Teilnahme an einer Uebersetzung der Werke Byron's anwerben, für welche er 1839 eifrig arbeitete, und machte für denselben Verleger vom Sommer 1839 bis zum Januar 1841 seine Uebersetzung des Ariost.

Inzwischen hatte sich wieder Aussicht gezeigt, den Roller los zu werden. Am 9. Juli 1840 wandte sich, vielleicht durch Keller aufmerksam gemacht, der Tübinger Buchhändler Fues an Kurz, ob er nicht Lust hätte, den Roman zu vollenden und ihm in Verlag zu geben. Kurz antwortete, er müsse erst den Ariost vollenden, sei aber dann bereit, den zweiten und dritten Band zu schreiben. Fues gab einstweilen einige Bemerkungen zu Stellen des ersten Bandes, die Kurz dankbar annahm. Inzwischen aber machte dieser den Vorschlag, doch einmal den ersten Band für sich zu geben; Fues

erklärte sich im September damit einverstanden. Weitere Verhandlungen drehten sich um Nebensachen. Plötzlich, nachdem Fues im März 1841 noch ein paar sachliche Bemerkungen zum ersten Teil gemacht hatte, schrieb er am 17. April: er könne den Roman nicht nehmen, das Ganze würde den Leser nicht befriedigen; es sei das nicht bloß seine Ansicht, sondern auch die „sehr kompetenter Richter“ — man sagt, es seien das zwei Studenten gewesen, was in Tübingen sehr wohl möglich war. Kurz bestand auf seiner Abmachung uud bat Fues, sich doch nicht so besorgt für seinen litterarischen Ruhm zu zeigen; ein Anerbieten mit niedrigerem Honorar und den von dritter Seite gemachten Vorschlag, die drei Bände in einen zusammenzuziehen, schlug er im Bewußtsein seines Rechts ab. Es kam zum Prozeß; am 23. Februar 1842 wurde Fues zur Veröffentlichung des ersten Bandes und Honorarzahlung verurteilt. Er appellierte an das Kreisgericht; dort ist es aber zu keiner Verhandlung gekommen, die Sache muß irgendwie beigelegt worden sein. Jedenfalls ist der Roman nicht bei Fues erschienen. Schon im Mai 1841 hatte Schwab Hoffnung gemacht, Cotta werde den Roman doch nehmen; die Korrespondenz bricht aber ohne Resultat ab, nur vier Stücke, „Schubart“, „Schillers Räuber“, „Das Pfarrhaus auf dem Schwarzwalde“, „Schillers Flucht aus Stuttgart“, sind 1843 im Morgenblatt mitgeteilt worden. Nicht lange jedoch, nachdem Kurz in seinem Galgenhumor an Keller geschrieben hatte: „Ein Exemplar des Roller will ich dir in meinem Testament vermachen, denn den erleb' ich nicht mehr“, sollte

die Publikation doch zu Stande kommen. Der Stuttgarter Verleger Franckh, der vor ein paar Jahren wegen politischen Vergehens verurteilt worden war, kam durch die Amnestie nach dem Regierungsjubiläum wieder zu einem Geschäft und wünschte den Roller zu bekommen. Kurz vollendete nun das Ganze, unter starken Umarbeitungen im ersten Band, und war am 4. Dezember 1842 mit der Erzählung selbst fertig. Im Januar 1843 wurde der Vertrag, freilich ein weit ungünstigerer als der mit Fues, geschlossen und im Sommer konnten die drei Bände erscheinen.

Der unglückliche frühere Plan, nur den ersten Band zu geben, spukt auch in der dreibändigen Ausgabe noch in einer mir nicht recht begreiflichen Art. Der erste Band nämlich hat nicht nur ein Vorwort, aus dem man unter anderem erfährt, daß der Verleger den jetzt gewählten Titel „Schillers Heimatjahre" zur Bedinguug gemacht habe — seltsamer Zufall, denn auf die gesamten drei Bände paßte der alte Titel „Heinrich Roller" viel besser als auf den ersten allein —, er hat auch einen höchst eigentümlichen Epilog, „geschrieben im Mai 1841". Dieser sagt: „Seltsame Begebnisse, die hier auseinanderzusetzen nicht der Ort ist, haben die Erscheinung dieses Buchs seit mehreren Jahren verzögert, und noch in dem Augenblicke, da ich diese Nachschrift schreibe, weiß ich nicht, wann und unter welchem Titel es herauskommen wird". Wozu hat Kurz diesen antiquierten Epilog in der fertigen Ausgabe mit abgedruckt? Er schien ihm wohl deshalb nicht antiquiert, weil er immer noch befürchten konnte, es möchte bei dem einen Bande

bleiben. Deshalb nämlich, und nun schlagen wir ein letztes Blatt dieser Leidensgeschichte auf:

Gleich nach Abschluß des Vertrags munkelte man, Franckh sei zahlungsunfähig; es sei auf den größten Teil des Honorars Beschlag gelegt. Ein Konkurs ist damals nicht eröffnet worden; aber etwas muß an der Sache sein; denn Kurz mußte im Sommer 1843 einen Civilprozeß gegen Franckh anstrengen und zugleich eine Injurienklage gegen ihn erheben. Leider existieren die Akten nicht mehr. Sicher ist nur, daß das Werk noch 1843 herauskam; aber auch, daß Kurz im Juli 1844 schrieb, er bekomme „auch diese Messe nichts"; für den ganzen Rest der Auflage, für den Tantieme ausgemacht war, über 500 Exemplare, bot ihm Franckh damals 100 Gulden! Im Sommer 1845 schreibt Kurz frohlockend, es seien 570 Exemplare abgesetzt; dem war aber nicht so. Zwei Jahre nachher erschien eine Titelauflage. Damit hatte dieser Abschnitt von Künstlers Erdenwallen ein Ende; es war ein Glück im Unglück, daß Kurz von Ende 1844 an eine feste Stellung hatte.

Die Ereignisse der schwäbischen Vorzeit haben unserem Dichter nie Ruhe gelassen. Schon im Januar 1838 dachte er an einen Konrad Widerhold: kein Unglück, daß er das hat fallen lassen; der Stoff hätte ein patriotisches Pathos verlangt, das dem lyrischen Gedichte sehr gut, dem Drama mitunter, der Erzählung ganz und gar nicht zu Gesichte steht. Im März 1838 schrieb er an Kausler: „Ich habe meine Stoffe übersehen, und die haben sich dann gleich ganz hübsch abgeteilt. Die württembergischen lassen sich nicht aus

der Prosa heraus heben, hier mag's denn beim Walter Scott bleiben. Die hohenstaufischen dagegen lassen sich der Tragödie nicht rauben, denn sie sind individuell. Dagegen bleiben mir zwei große Massen übrig, der Bauernkrieg und der dreißigjährige, und das wären meine Epopöen" — in Versen nämlich. Von allen diesen Möglichkeiten hat sich aber Kurz keine herausgesucht, sondern eine damals noch gar nicht erwogene. Zur nämlichen Zeit, als die Heimatjahre im Druck fertig waren, Sommer 1843, redet er zum erstenmal von dem Sonnenwirt, und dieser Gegenstand hat ihn nun festgehalten. Der zweite Roman ist freilich durch die anstrengende Thätigkeit, die Kurz erst in Karlsruhe, dann vollends in Stuttgart am Beobachter auszuüben hatte, noch länger als der erste hinausgezogen worden; erst 1854 konnte er erscheinen. Diesmal hatte Kurz das Glück, an Meidinger in Frankfurt einen opferwilligen Verleger zu finden, der ihn gleich auch zu weiteren Unternehmungen anspornen wollte. Nun sollten die Bauernaufstände des sechzehnten Jahrhunderts daran kommen; es ist bald vom Armen Konrad bald von „1525" die Rede. Statt dessen kam es aber zu der prächtigen Dorfgeschichte „Der Weihnachtsfund", die im Sommer 1855 geschrieben wurde. Auf Stoffe aus der württembergischen Geschichte ist Kurz nur in einer andern Form zurückgekommen, welche bloß die Darstellungsgabe des Schriftstellers, nicht die Erfindungskraft des Dichters in Anspruch nahm: in den „Bildern aus der Geschichte Schwabens", welche 1859 im Morgenblatt erschienen sind.

Der unermüdliche Meidinger sollte auch den Rest der

Auflage des ersten Romans ankaufen und eine neue veranstalten. Er fand das aber nicht praktikabel. Dagegen ließ sich Leins, der neue Eigentümer des Franckhischen Verlags, auf eine neue Auflage ein. Diese ist im Jahr 1856 zu Stande gekommen und mit dem Dezember war schon der letzte Bogen gedruckt. Auf dem Titel ist der Zusatz „Vaterländischer Roman" getilgt; mit ehrlicher Ignorierung der Restauflage von 1847 heißt es „Zweite durchgesehene Auflage"; aus den drei Bänden sind zwei geworden. Dieser Druck von 1856 liegt auch der weiteren Ausgabe zu Grunde, welche Heyse im zweiten, dritten und vierten Band seiner Ausgabe der Gesammelten Werke veröffentlicht hat, wieder in drei Bänden, aber mit etwas anderer Abgrenzung als 1843; ebenso der Ausgabe, welche am Ende der siebziger Jahre in Cotta's „Deutscher Volksbibliothek" erschienen ist.

Die Durchsicht in der Ausgabe von 1856 erstreckt sich auf alle Teile des Romans, wenn auch in verschiedenem Maße. Sie ist in der zweiten, später entstandenen Hälfte weniger durchgreifend als in der ersten. Sie besteht nur zum geringeren Teil in redaktionellen Veränderungen. Nicht nur die Gesamtentwicklung, sondern auch die Reihenfolge der einzelnen Kapitel ist vollkommen unverändert geblieben; nur sind ein paarmal in der Zählung zwei Kapitel in eins zusammengezogen worden. Vielmehr ist das Wesentlichste an der Bearbeitung eine durchgehende Verkürzung, nicht eben von erheblichem Belang, aber doch überall angewandt. Eine Menge von Kürzungen, namentlich der Dialoge, sind ohne jede Bedeutung. Daneben sind aber ein paarmal auch

etwas größere Stücke, aber immer nur Teile von Kapiteln, ausgeworfen. Drei davon hat Kurz gerettet, indem er sie dem Roman als Vorwort voranstellte: „Der historische Roman", „Herzog Karl", „Zigeuner und Vaganten". Anderes ist einfach weggelassen. Teils sind es kleine Anekdoten, welche dem prüfenden Auge überflüssig erschienen, Figuren aus der Zeit, von denen mündliche oder schriftliche Kunde sich erhalten hatte, wie die Geschichte vom Gerberheiner von Weilheim an der Teck (wo Kurz öfters bei einem Bruder wohnte), die Figuren der Hofwäscherin und der Silberkämmerlingin, des alten Schauspielers Professor Uriot, des Satirikers Bernritter und des Garteninspektors Walther, dessen Feindschaft gegen Schiller der Roman auf eine widerwärtige Begegnung beim Kegelschieben zurückgeführt hatte. Ein Traum Rollers wurde als unnützes Pendant zu dem Traum Schillers beseitigt. Zum andern Teil hat aber Kurz auch solche Partien entfernt, welche mit seiner eigenen Vergangenheit und Bildung zu eng zusammenhingen und als hängen gebliebene Eierschalen gemahnen konnten: einige Stellen über Theologie und über das Tübinger Stift; auch eine, die man bloß versteht, wenn man seine Briefe kennt: eine nämlich, wo die homöopathische Theorie anachronistisch angedeutet war; längere Exkurse über Astrologie im Zusammenhang mit Hahn und Rollers apokalyptischen Studien auf dem Asberg; leider auch eine schöne Apologie des echten Pietismus — Kurz war in seinen jungen Jahren zwar ein abgesagter Feind alles Kirchentums, aber durchaus nicht der Religion, ja er war spiritistischen Dingen sogar zugeneigt;

